

ZB

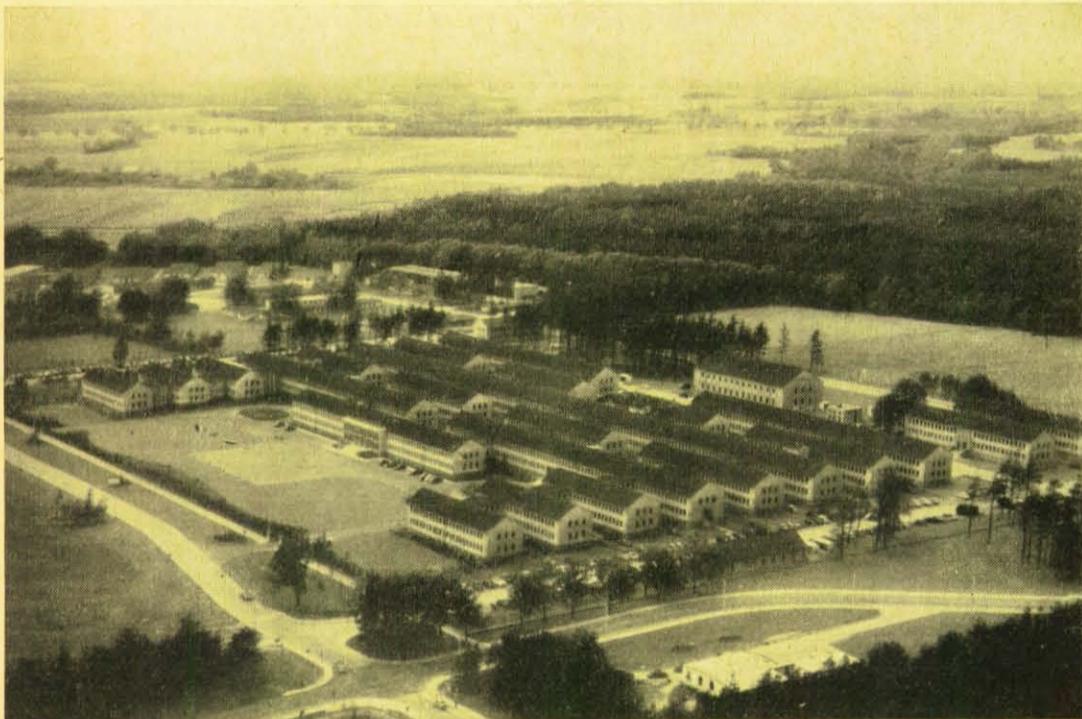
ILLUSTRIERTE



Ausgabe **A**
Sie lesen an den Festtagen: **Griff in die Schöpfung: Das Wunder der Strahlen · Jahrmarkt am Polarkreis**
Nato-Nord - die Stadt, die nicht im Atlas steht · ... und viel Weihnachtsunterhaltung

Die Stadt, die nicht im Atlas steht

NATO-Nord bei Mönchen-Gladbach



Eine Stadt ohne Namen gleicht einem Menschen ohne Personalausweis. Eine solche Stadlandschaft existiert in der Bundesrepublik: das Hauptquartier der Vereinten Streitkräfte von Mitteleuropa Nord bei Mönchen-Gladbach am linken Rheinufer, nur wenige Kilometer von der holländischen Grenze entfernt. Die Luftaufnahme zeigt nur einen Ausschnitt von den umfangreichen Anlagen, die in einem 6,5 Quadratkilometer großen Waldgelände errichtet wurden. Insgesamt 200 Millionen DM kosteten die Bauten, die erst kürzlich fertiggestellt wurden.



Die 98. Staffel wählte als Maskottchen ein Schwein, ein lebendes Schwein mit dem Namen Elsbeth. Bei einer fröhlichen Verlosung fand Elsbeth, mit noch vollschlanker Taille, den Weg zu den Hawker-Hunter-Männern. Das Schwein wurde von einem Hauptmann betreut. Es entwickelte sich prächtig. Aber eines Tages war Elsbeth das Schicksal aller Schweine beschieden. Bei einem Fußballspiel schoß die Mannschaft einen Ball in ein Glashaus. Um den entstandenen großen Schaden zu decken, mußte Elsbeth leider an den Metzger verkauft werden.



Das Kunstflugteam der 93. Staffel unter Major Browne führt in Wolkenhöhe über dem Rhein schwierige Mannschaftsarbeit durch. Ein scheinbares Spiel — für den Ernstfall gekonnt! Die 2. Alliierte taktische Luftflotte in der Bundesrepublik erhielt als erste der fünf NATO-Luftstreitmächte Hawker-Hunter-Düsenmaschinen (Stundengeschwindigkeit: 1400 km). Sie werden in dem größten Produktionsprogramm hergestellt, das je einem britischen Flugzeugtyp seit dem Kriege gewidmet wurde. Ständig wird an Neuerungen gearbeitet. Technik kennt keinen Stillstand.



Der Liebling der 20. Staffel ist die Schildkröte „Elbert du Crosses“, benannt nach dem Staffelsymbol mit den beiden Kreuzen. Beurlaubt von allen dienstlichen Strapazen, lebt das sonst muntere Tierchen derzeit im Winterschlaf. Elbert hat als erste Schildkröte die Schallgrenze durchbrochen. Für ein so langsames Tier eine große Leistung!



Für nur iüni Deutsche Mark werden traumhaft schöne, in den besten Ateliers entworfene Hochzeitskleider an weibliche Luftwaffenhelferinnen der Royal Air Force ausgeliehen. Von dieser ehefördernden Maßnahme wird in Mönchen-Gladbach reger Gebrauch gemacht. Wochenlang besprechen Ehe кандидатinnen mit Freunden und Kameradinnen „ihr“ Modell. Und kein anderer als Lord Nuffield ist es, der jedes Jahr beträchtliche Summen für viele Organisationen stiftet, so auch für die Frauen der R. A. F. In drei verschiedenen Kirchen im Bereich des Hauptquartiers sind fast allwöchentlich feierliche Eheschließungen. Moderne Elektroorgeln übertragen stimmungsvolle deutsche Musik. Das ist Völkerverständigung!



Ein Pilot der 98. Staffel heiratete eine Deutsche. Die Hochzeit wurde gebührend gefeiert. Kameraden bilden Spalier an der kleinen R.A.F.-Kirche. Danach ist eine fröhliche Party in der Offiziersmesse. Konfetti schwirrt durch den Raum. Immer wieder ergötzen sich die Gäste an den stocksteifen Bowler-Hüten, die nicht fehlen dürfen. Dies ist eine alte Tradition.



Neben den beiden Volksschulen für englische Kinder von HQ-Angehörigen ist im „Friedenshauptquartier Elisabethstadt“ — benannt nach der englischen Königin — auch eine höhere Schule für rund 400 Jungen und Mädchen eingerichtet. 22 Lehrkräfte vermitteln ein umfangreiches Wissen. Auf dem Lehrplan steht übrigens „Deutsch“ als erste Fremdsprache. Werkunterricht ist ebenfalls vorgesehen. Viele deutsche Pädagogen, die die britische Oberschule im Rheindahlener Wald besuchen, sind immer wieder erstaunt über die vielfältigen, modernen englischen Lehrmethoden, die sich vom deutschen Unterricht wesentlich unterscheiden. Aber gelernt werden muß in jedem Falle. Das läßt sich leider nicht vermeiden!



Dieses Bild sieht zwar urkomisch aus. Aber ein richtiger Hubschrauberpilot muß aus jeder Lage reitend eingreifen können. Bekannt geworden ist der Sylter „Luftseerettungsdiens“, der in seiner 98. Staffel jede Gelegenheit zu Rettungsaktionen wahrnimmt. In diesem Falle gilt die Aufmerksamkeit einem Manne, der Spaß verstand und keine Angst hatte.



„Hallo, Hallo! Ich heiße William. Bin gerade mit Mummy shopping!“ Und weiterhin ist nicht zu verkennen: So hohe Kinderwagen kommen aus England. Mitten im Hauptquartiergelände — unweit der Schulen, der Kirchen und der englischen Ladengeschäfte — ist ein neuer Baublock fertiggestellt worden, in dem 40 deutsche Geschäfte hufeisenförmig untergebracht sind. Sogar die Stadtparkasse Mönchen-Gladbach und der Verkehrsverein haben hier Zweigstellen eröffnet. Alle Deutschen im HQ lernen Englisch, ein paar tausend Engländer lernen Deutsch. Ihre Frauen nehmen praktischen Unterricht bei ihren deutschen Hausgehilfinnen. Alles geschieht in betonter Herzlichkeit und vorbildlicher Kameradschaft.



15 Jahre alt ist der deutsche Schäferhund Bruce, den hier sein Betreuer, Obergefreiter Frank MacDonald, vorführt. Er ist wohl der meistfotografierte Hund der Welt. Er besitzt — wohl einmalig — das deutsche Eiserne Kreuz I. Klasse und die höchste englische Tapferkeitsauszeichnung, das Victoria-Kreuz. Er hat im letzten Krieg viele Soldaten gerettet.

Seit einigen Tagen weht auch die Deutsche Bundesflagge neben den Fahnen von England, Kanada, Belgien und Holland vor dem 220 Meter langen Stabsgebäude im neuen NATO-Hauptquartier Nord in Mönchen-Gladbach. Als erster deutscher Offizier der Bundeswehr nahm der Darmstädter Oberstleutnant Hans Hinrichs seine Tätigkeit im Gladbacher Hauptquartier auf. Er wurde mit flotter Marschmusik in dem von Kiefernwäldern umgebenen Standort der NATO-Oberbefehlshaber des Heeres, der Marine und der Luftwaffe empfangen.

Etwa 15 000 Soldaten aller Dienstgrade mit ihren Familienangehörigen, dazu viele hundert deutsche Arbeitskräfte, vergrößerten die zwischen Düsseldorf und Aachen gelegene Textilstadt Mönchen-Gladbach auf rund 160 000 Einwohner. Auf einem ehemals 6,5 qkm umfassenden Waldgelände wurde die größte Baustelle Nordwestdeutschlands geschaffen und mit einer besiedelten Fläche von 400 Hektar im Herbst dieses Jahres fertiggestellt. Tausend Firmen aus allen Teilen der Bundesrepublik waren an den Arbeiten beteiligt.

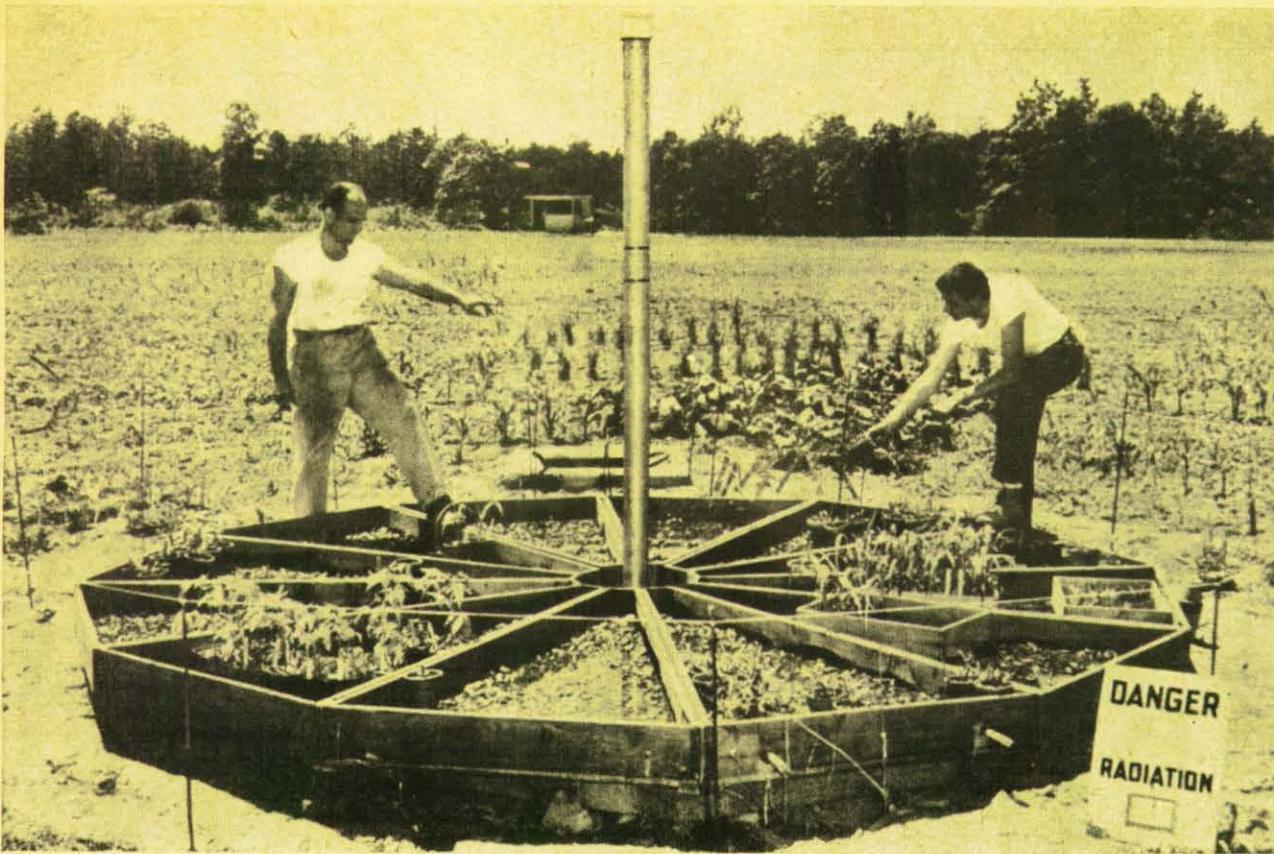
In Mönchen-Gladbach ist räumlich alles vorhanden, was zu einer modernen, militärischen Stadtlandschaft gehört. Inmitten ausgedehnter Rasen- und Parkanlagen, ohne Drahtzaun und jedermann zugänglich, weist diese neuzeitliche Befehlszentrale u. a. auf: 200 Kasernen und Heime, 1200 Wohnungen und Ledigenunterkünfte, 26 Sportplätze und Sporthallen (darunter ein Schwimmbad mit einem 10-Meter-Sprungturm), drei Kirchen, drei Lichtspielhäuser und Theater, Schulen, Messen und Casinos, Bürogebäude, Lesehallen, Klubs und Warenhäuser, Kleinkaliberschießstände, Versorgungsbetriebe, Krankenhäuser, Tankstellen, Garagen, Exerzier- und Hubschrauberlandeplätze, Post- und Fernsprechämter, Sendeanlagen, Feuerwehr und Schlachthof.

Rund 5000 Arbeiter schafften in knapp zwei Jahren eine bauliche Rekordleistung. Die Errichtung des Hauptquartiers der Vereinten Streitkräfte von Mitteleuropa Nord, in dem die Stäbe der britischen, kanadischen, belgischen, niederländischen und nunmehr auch der deutschen Truppenkontingente untergebracht sind, war mit zahlreichen Unfällen verbunden, bei denen insgesamt 12 Tote und mehrere hundert Verletzte zu beklagen sind.

Zur Erschließung des riesigen Geländes ist ein ausgedehntes, vielfach verzweigtes Straßennetz mit einer Länge von 50 Kilometern angelegt worden. Bei aller Vernichtung wertvollen Waldbestandes wurde doch um jeden Baum gekämpft. Überall im HQ sind Eichenhaine anzutreffen, die von insgesamt 500 Gärtnern gepflegt werden. Das alles kann aber die Mönchen-Gladbacher nicht über den Verlust ihrer ehemals unberührten Wälder hinwegtrösten. Sonntags fahren sie mit Wehmut durch die militärischen Parkanlagen und versuchen, frühere einsame Wanderwege auszumachen. Sogar die internationale Omnibusfernlinie Düsseldorf—Mönchen-Gladbach—Roermond nimmt ihren Weg durch das „Friedenshauptquartier Elisabethstadt“.

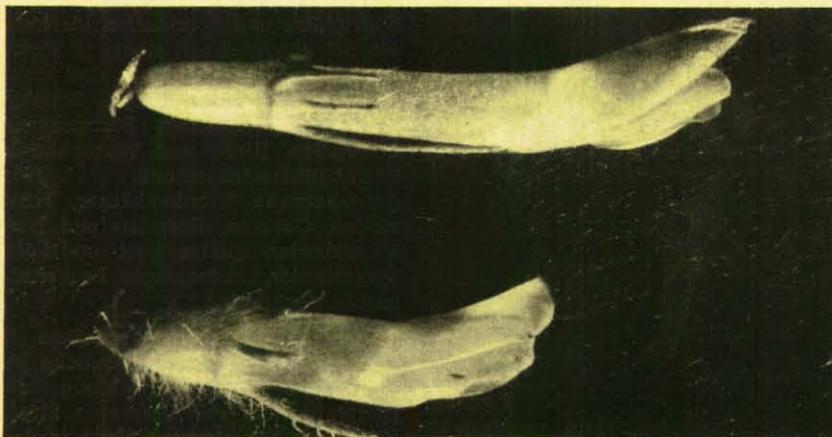
Im stillen hofft die Bevölkerung der alten Mönchsstadt am Niederrhein, daß hier dereinst nur noch Deutsche sich niederlassen werden. Doch bis dahin hat es noch viel Zeit. In aller Betriebsamkeit geben die vielen Kinderwagen ein beruhigendes Bild. Ballspielende Mädchen und raufende Jungen in einer militärischen Befehlszentrale weltweiten Ausmaßes — wann hat es das schon einmal gegeben?

DAS DER



Strahlen greifen in die Schöpfung ein — Strahlen erschließen uns neue technische Möglichkeiten. Das Gesicht unseres Lebensraumes steht in einer umwälzenden Wandlung.

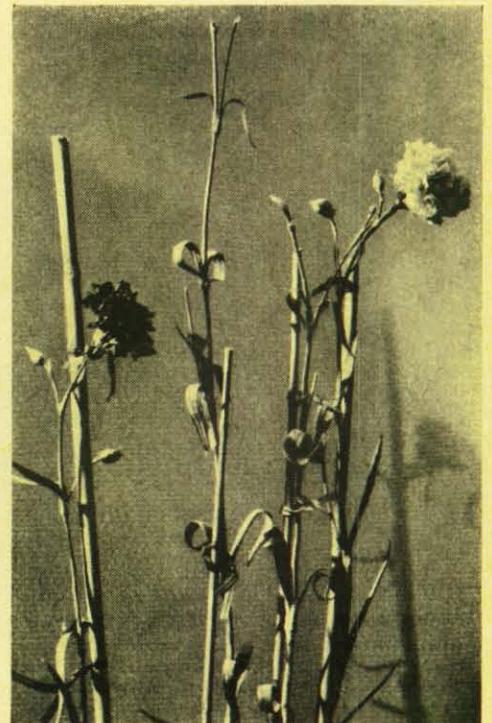
Auf dem Versuchsfeld eines amerikanischen Forschungs-Institutes wird die pflanzliche Keimsubstanz durch radioaktive Bestrahlung unmittelbar beeinflusst. In der Mitte der Versuchsanlage befindet sich in einer Röhre das radioaktive Isotop. Samen verschiedener Pflanzen wurden jeweils in die einzelnen sektorenförmigen Felder ausgesät. Bei dieser Versuchsanordnung läßt sich genau feststellen, wie verschieden der Einfluß der Strahlen auf die Pflanzen bei Veränderung des Abstandes und der Bestrahlungszeit ist. Bestrahlt man eine größere Menge Samen, Blütenstaub oder junge Pflanzenkeime, so geht ein beträchtlicher Teil von ihnen zugrunde. Der Rest verändert sich mannigfaltig (wird kleiner oder üppiger im Wuchs oder nimmt neue Formen und Farben an): eine Schöpfung im Kleinen.



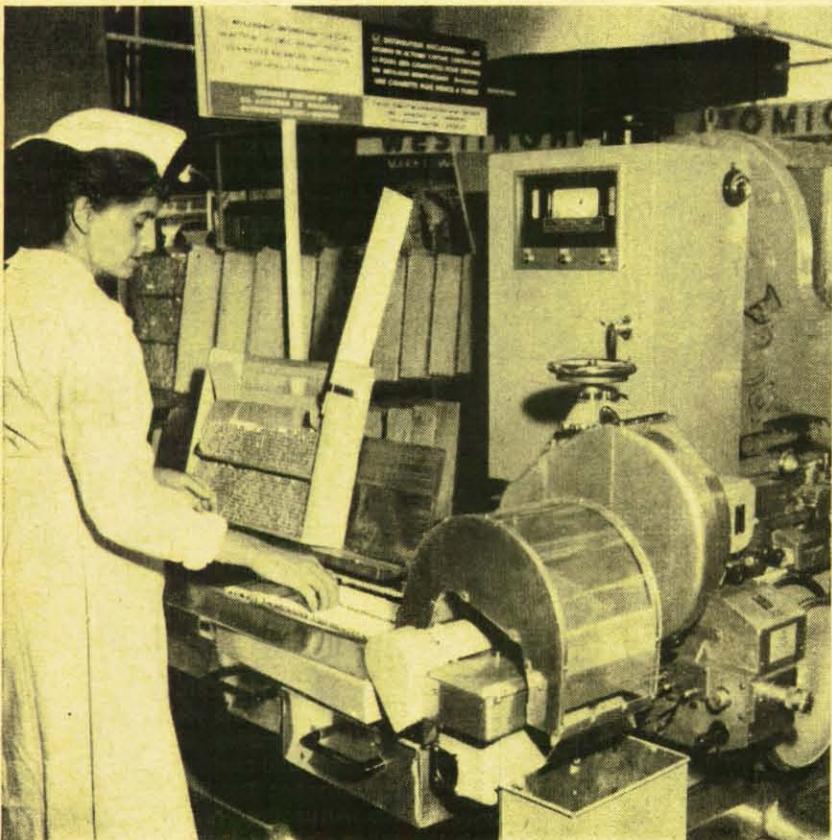
Bei der Bestrahlung von Kleesamen erhielt man in Göttingen durch Zufall eine neue Kleeart mit kurzer Blüte und behaarten Kelchblättern. Der Rotklee stellte die Wissenschaft bisher ein Problem. Da die Rüssel der Bienen für die tiefen Blütenkelche zu kurz waren, konnte der Klee nur von Hummeln bestäubt werden. Die Hummeln sterben bei uns jedoch immer mehr aus, so daß in absehbarer Zeit Kleesamen zur Mangelware würde. Die neuentstandene Kleeblüte ist auch für Bienen gut zugänglich.



Seit fünfundzwanzig Jahren versuchte man im Bienenforschungsinstitut Bonn, eine Biene mit längerem Rüssel zu züchten, die damit in der Lage wäre, den Rotklee zu befruchten. Da die Paarung der Bienen jedoch in großen Höhen in der Luft vor sich geht, konnte sie bisher nicht beobachtet, geschweige denn beeinflusst werden. Auch künstliche Befruchtung brachte nicht den gewünschten Zuchterfolg. Durch die im Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung in Göttingen neu gewonnene Kleeart ist das große Problem nun gelöst.



Bei Zierpflanzen werden durch Bestrahlung die reizvollsten Varianten erzeugt. Obwohl man mit diesen Versuchen noch ganz am Anfang steht, lassen die bisherigen Ergebnisse große Erwartungen zu. Durch Einwirkung von Strahlen erzielte man hier an einem weißen Nelkenstock eine fast schwarze Blüte und übertrumpfte damit die Natur, deren Reichhaltigkeit man nun überbieten kann.



◀ Diese Zigarettenmaschine stellt in der Sekunde 26 Zigaretten her. Mit Hilfe radioaktiver Isotope werden hier die Zigaretten nicht nur gezählt, sondern auch auf ihr Gewicht und ihre Qualität (Gleichmäßigkeit des Tabaks) hin geprüft. Nicht einwandfreie Zigaretten werden dann sofort in den Kästen im Vordergrund geworfen. Nur durch die Verwendung des Isotops war es möglich, in einer Stunde annähernd 100 000 hochwertige Zigaretten zu produzieren. Das ist eine verblüffende Leistungssteigerung, die wir den Isotopen verdanken.



▶ Zweimal Kartoffeln der gleichen Zucht. Die einen wurden bestrahlt und dadurch haltbar gemacht. Die nicht bestrahlten Kartoffeln keimten in der gleichen Zeit stark auf, wurden weich und faulten teilweise sogar an. Da jedoch durch zu starke Bestrahlung auch lebenswichtige Substanzen, wie das Eiweiß und verschiedene Vitamine, zerstört werden, muß die Forschung exakt ermitteln, welche Strahlendosis für die Konservierung die richtige ist. Alle Nachteile müssen vermieden werden.



WUNDER STRAHLEN

Den Strahlen atomarer Herkunft wohnt eine gewaltige Macht inne. Sie kann sich zum Bösen wie zum Guten auswirken — es ist der Mensch, in dessen Hand es gegeben ist, sie zum einen oder zum anderen Zweck zu benutzen. Für sich gesehen, sind sie eine Naturkraft wie andere, ohne irgendeine Tendenz nach der üblen oder der segensreichen Seite. Das Feuer ist eine solche Kraft, die Elektrizität eine weitere. Bei beiden lernte der Mensch ihre gefährliche Seite vermeiden und ihre für ihn vorteilhafte bis an die Grenzen der Möglichkeit entwickeln.

Noch stehen wir sowohl mit unseren Kenntnissen wie mit den Möglichkeiten der praktischen Anwendung bei den Atomstrahlen erst an einem Anfang. Aber heute schon zeichnet sich ab, welche großartigen Veränderungen wir mit ihnen in unser tägliches Leben hineintragen können. Zum erstenmal auch kann der Mensch mit ihrer Hilfe in das Gefüge der Natur eingreifen und Gegebenheiten, die unabänderlich schienen, zu seinen Gunsten abwandeln.

Das gilt vor allem für die Vervollkommnung unserer Nutzpflanzen. Freilich gestattete es schon die Vertrautheit mit den Vererbungsgesetzen, sie in bestimmter Richtung zu züchten, ihre Er-

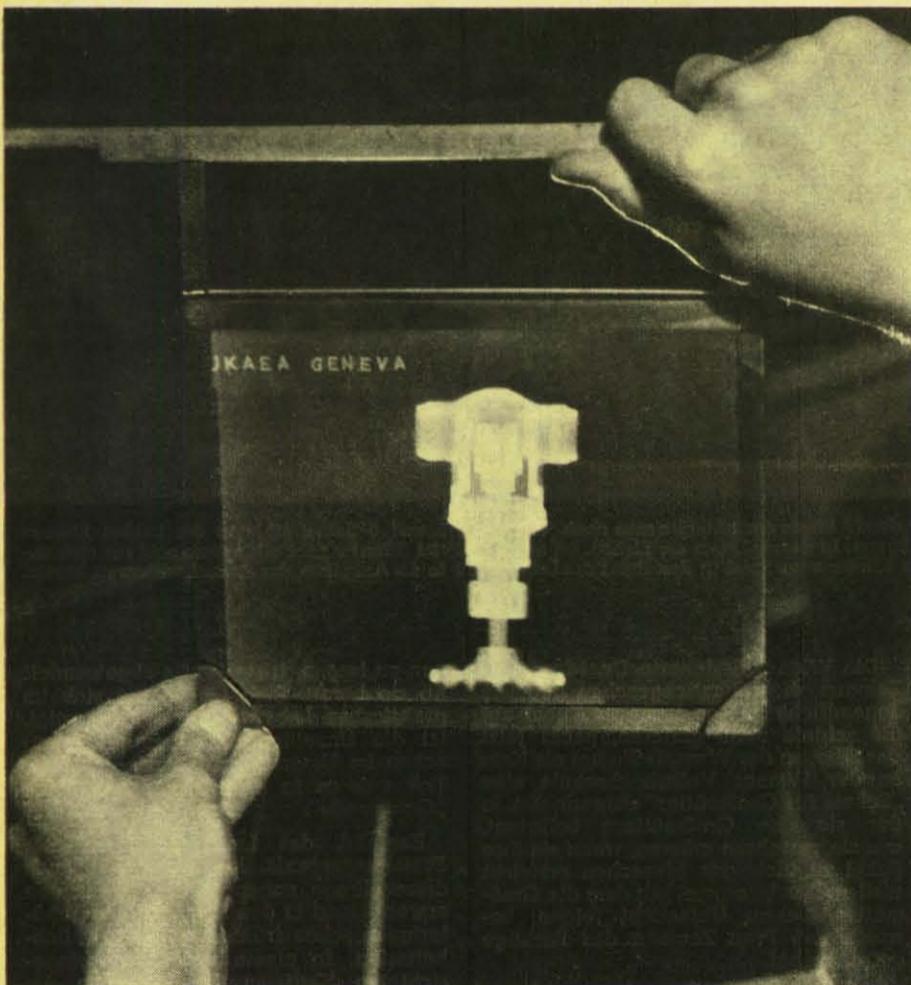
giebigkeit zu steigern, ihnen gewisse Eigenschaften anzuzüchten, die ihren Wert für den Menschen erhöhten. Man zog z. B. Getreidesorten, die besonders widerstandsfähig gegen Kälte und Krankheiten sind, man veredelte auf diese Weise die Obstsorten und vervielfältigte auf dem Wege der Züchtung die Blütenfarben und -formen der Zierpflanzen.

Das alles beanspruchte aber viel Zeit. Oft gelang es erst nach Generationen, das zu verwirklichen, was den Züchtern vorschwebte.

Mittels der neuerkannten Strahlen ist man in der Lage, die gewünschten Zuchtformen sehr viel schneller zu erzielen. Man verändert durch eine zweckmäßig dosierte Bestrahlung das Erbgefüge der Pflanzen, und schon die nächste Generation zeitigt die Abwandlungen, die man angestrebt hat. Die atomaren Strahlen spielen in der Verbesserung der Zuchtpflanzen die Rolle eines grandiosen Zeitraffers: das, was sonst den Zeit- und Müheaufwand von Jahren erheischte, läßt sich mit ihrer Hilfe von einer Generation auf die andere erreichen. Zeitlich ist man der Natur jetzt um einige Nasenlängen voraus. Und auch ihren Formenreichtum können wir heute nach unseren Bedürfnissen erweitern.



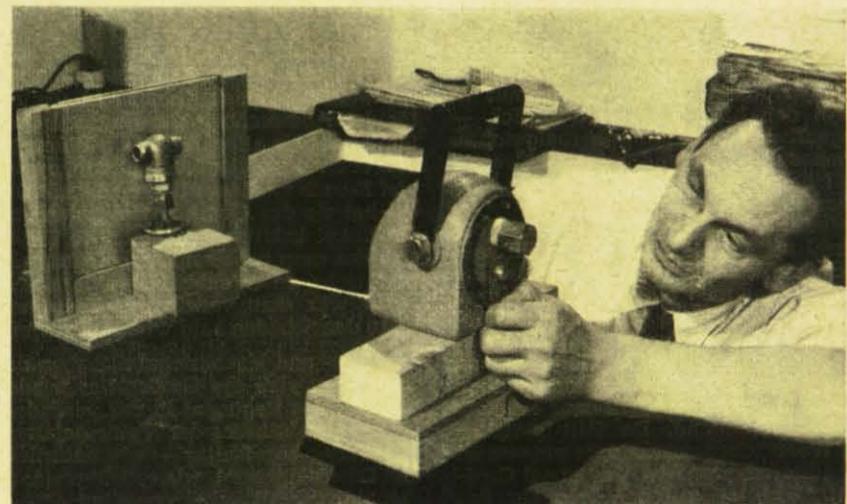
Eine völlig neue Erbsenart erhielt Prof. Scheibe vom Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung in Göttingen durch Bestrahlung. Bei den bisher bekannten Erbsenarten erblühen die einzelnen Blüten zu verschiedenen Zeiten. Die Früchte sind infolgedessen auch nicht gleichzeitig reif. Wollte man Verluste vermeiden, so war man gezwungen, die reifen Erbsen in regelmäßigen Abständen abzulesen. Bei der neugewonnenen Erbse befinden sich alle Blüten am oberen Teil eines kräftigen Stengels. Sie blühen gleichzeitig, alle Erbsen sind zur gleichen Zeit reif. Nun kann die Ernte in einem Arbeitsgang erfolgen.



Mit einer handlichen Isotopenkamera können an Ort und Stelle und ohne besondere Hilfsmittel Materialprüfungen vorgenommen werden (rechtes Bild). Das Isotop hat die Größe eines Stecknadelkopfes und wird je nach Art und Stärke des zu prüfenden Werkstückes ausgewählt. Hinter dem zu prüfenden Objekt wird eine Kassette mit einem Röntgenfilm aufgestellt, dann einige Minuten belichtet. Der entwickelte Film (oben) zeigt das genaue Abbild des Stückes mit allen etwaigen Fehlern. So tragen Isotope dazu bei, die industrielle Produktion zu heben.



Der Steinklee in seiner ursprünglichen Form ist ein Unkraut (rechts). Er gedeiht auf schlechtem Boden, hat holzige Stiele und kärglichen Blattwuchs. Sein Gehalt an Bitterstoff macht ihn für Tiere ungenießbar. Bestrahlung machte ihn zum Futterklee.



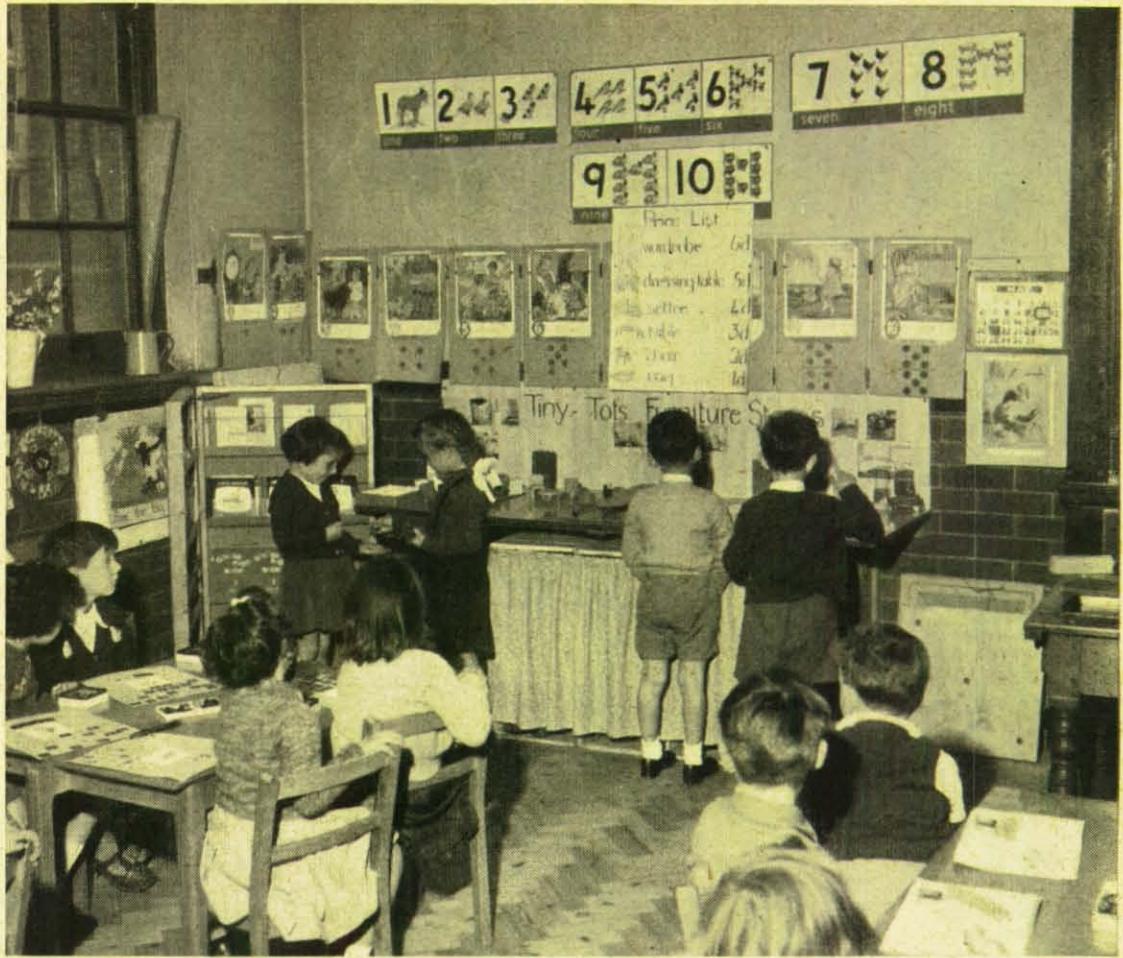
Enkel

lernen fürs

Leben



„Ich habe es passend“, sagt die kleine Kundin zum Kaufmann, als sie zahlt. Aber dem Jungen hätte das Wechseln keine Schwierigkeiten bereitet. In dem Laden, in dem es wirkliche „Waren“ gibt, wird auch richtig gerechnet. Verkaufen ist eine Kunst — Einkaufen aber auch. Beides lernen die Kinder hier in Hendon in dem Miniaturladen, den erfinderische Lehrer für die Schüler eingerichtet haben. Im Hintergrund prüft eine Kundin ernsthaft die Ware, die sie zu kaufen beabsichtigt.



Die Schulung des Geschmacks vollzieht sich hier spielend. Kleine Modelle von Möbeln, Hausgerät und Bilder sind das „Lehrmaterial“. Die Kinder können sich Puppenhäuser nach Belieben einrichten. Kritisch studieren die kleinen Kunden die Auswahl und suchen sich aus der Fülle des Gebotenen sorgsam das heraus, was ihnen zusagt.



Was es noch sein darf? Etwas Obst könnte man noch brauchen. 5 und 6 Jahre alt sind die beiden kleinen Käuferinnen; der Kaufmann, in dessen Laden sie stehen, ist auch nicht viel älter. Es geht alles ganz echt vor sich, unversehens gleiten die Kinder vom Spiel in den Ernst des Lebens und in die Aufgaben der Erwachsenenwelt hinein.

Endlich ist es soweit: Mutter kehrt nach wochenlanger Krankheit heute aus dem Krankenhaus in den Kreis der Ihren zurück — langentbehrt und innig herbeigesehnt. Gymnasiast Karl und seine Schwester Hedi haben erwartungsvoll einen festlichen Empfang vorbereitet.

Mutter ist nun da — und dann ist auf einmal nicht alles so, wie es sein soll. Nachdenklich blickt sie auf die beiden Kinder. Was mag bloß in die gefahren sein? Hedi war doch sonst nicht so launisch und so anspruchsvoll, Karl hat sich zu einem richtigen Flegel ausgewachsen. Mutter versucht energisch zu werden, es gibt eine nicht ganz erquickliche Unterhaltung. Da fällt plötzlich das Wort: „Großmutter hätte nie was an uns auszusetzen!“ Aha, das ist es! Großmutter hat im letzten Vierteljahr den

Haushalt besorgt, mit aller Liebe und Aufopferung, deren eine Oma fähig ist. Ihr taten die beiden Kinder leid, die unter der Abwesenheit der Mutter litten, und so tat sie alles, ihnen die Wünsche von den Augen abzulesen und ihnen so viel Freude zu machen wie möglich. Dabei hat sie des Guten zuviel getan und die Enkel kräftig verwöhnt. Die lieben sich das gern gefallen und büßten mehr und mehr an Wohlerzogenheit ein... Mutti war eine vernünftige Frau und hatte den Schaden bald wieder repariert.

Kriegs- und Nachkriegszeit haben dazu geführt, daß die Großmütter wieder häufiger das Regiment in der veränderten Familie führen: der Vater gefallen, die Mutter berufstätig — wie natürlich, daß Oma einspringt, wie selbstverständlich, daß sie die Enkel verwöhnt.

Die Wiener Erzieherin Dr. Margarete Zemana, die oft mitangesehen hat, wie Jugendliche aus so lockerer Zucht auf die schiefe Bahn gerieten, packt jetzt das Übel an der Wurzel: Sie hat als Kurs an der Wiener Volkshochschule eine „Schule für Großmütter“ eingerichtet, in der sie den Großmüttern beibringt, wie sie verfahren müssen, wenn sie ihre Enkel zu tüchtigen Menschen erziehen wollen. Das Interesse, mit dem die Großmütter diesem Unterricht folgen, beweist, daß Frau Zemana das Richtige getroffen hat.

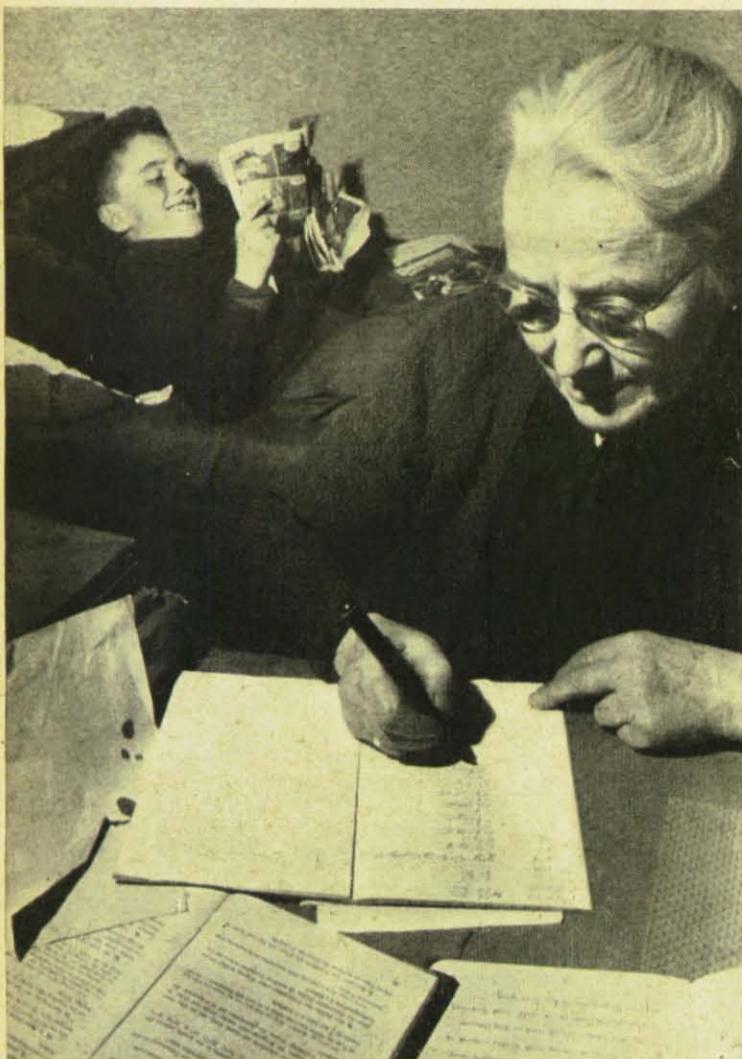
★

Nicht nur Großmütter, auch „gelernte“ Pädagogen stehen immer wieder vor neuen Erziehungsproblemen. Die alte Forderung, die Schüler nicht nur für die Schule, sondern auch für das Leben ler-

nen zu lassen, tritt jeweils abgewandelt an sie heran. Eine Lücke, die sich im praktischen Leben immer wieder zeigt, ist die Unzulänglichkeit junger Menschen im Umgang mit Geld — schließlich gab es in der Schule kein Fach „Geldkunde“.

England, das Land mit bewährter Erziehungspraxis, hat sich jetzt auch dieser Frage angenommen. In Hendon erweckt man in den Schülern und Schülerinnen schon frühzeitig den Wirklichkeitssinn. In einem vorbildlich eingerichteten Kaufmannsladen lernen die kleinen Kunden und Verkäufer mit Waagen, Gewichten, Kasse umgehen und bekommen auch ein Stückchen Warenkunde mit. Ihnen ist es später eine Selbstverständlichkeit, häuslicherisch und besonnen einzukaufen.

Großmütter auf der Schulbank



So sieht Peters häuslicher Fleiß aus! Heinzelmännchen kann man heutzutage nicht mehr einspannen, wohl aber gefügige Omas. Peter liest Zeitschriften — Großmama rechnet indes seine Aufgaben aus. Peter wird nachher geruhen, die Lösungen abzuschreiben. Ob er so wohl viel lernt?



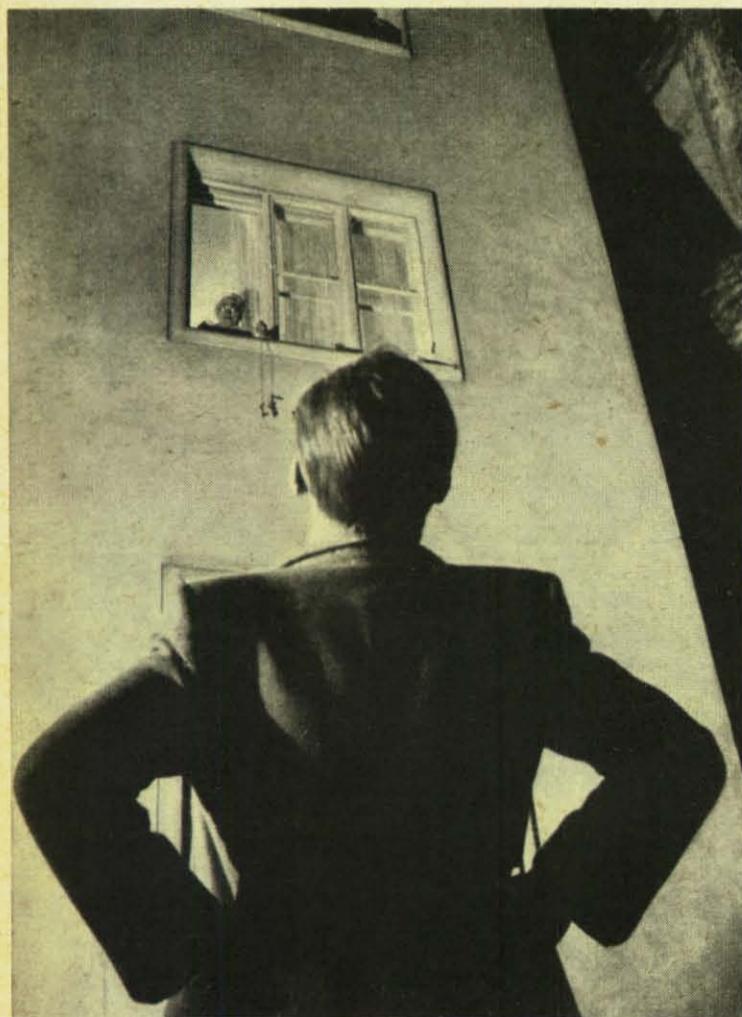
Ganz wohl ist ihm nicht, als Großmutter ihm das Geld gibt. Aber schließlich: sie hat es ihrem Liebling ja geradezu aufgedrängt, als der ihr so sehnsüchtig von dem Fahrrad erzählte, dem großen Wunschtraum.



Lorchen schämt sich kein bißchen, sich von der Großmutter wie eine Prinzessin bedienen zu lassen. Die alte Frau selbst hat ihr den Hang zur Bequemlichkeit angewöhnt. Das Leben faßt mal ganz anders zu.



Hauptsache, es schmeckt unserem Herzen! Oma strahlt nur so, daß der Enkel so wacker ißt und nicht — wie oft — am Essen herummäkelt. Daß er sich äußerst flegelhaft benimmt, stört die Gute nicht. „Hansemännchen“ darf neben dem Essen die Lektüre verschlingen, darf das geliebte Spielzeug in der Hand behalten, und daß er halb auf dem Tisch liegt, statt gesittet dazusitzen, fällt Oma kaum auf. Hansemännchens spätere Frau hat mal nix zu lachen, und im Berufsleben wie im gesellschaftlichen Leben gibt er immer an.



An einem Fädchen hängt — wie der Hausschlüssel, den die gute Oma dem zu spät heimkehrenden Enkel hinunterläßt — hier die ganze Erziehung. So lernt der Enkel nie Pünktlichkeit. In kleinen wie später in großen Dingen verläßt er sich einfach darauf, daß Großmama ihn bereitwillig aus jeder Klemme ziehen wird. Sein Lehrer rügt jetzt schon seine Haltlosigkeit.



Omas in der Lehre. Auch Großmutter sein, will gelernt werden. Das erfahren diese drei Großmamas (zwei künftige Muttlis sind auch dabei). Der Umgang mit Enkeln erfordert nicht nur Zärtlichkeit, er erheischt auch ein Stückchen Härte. Sehr rasch sehen die „Schülerinnen“ ein, daß sie ihren Enkeln mit Verhättschelung einen schlechten Dienst erweisen. Das Richtige ist so einfach zu tun: die Enkel ebenso erziehen wie ehemals die eigenen Kinder. Denen hätte man damals sicher nicht halb so viel durchgehen lassen wie heute den Enkeln.

Ladykillers

Eine Kriminalkomödie von Gerd N. Winterberg

1. Fortsetzung

Der Professor sprang auf, winkte allen zu, still zu sein und führte die Bande in das „Musikzimmer“.

Jeder hielt, so gut er konnte, sein Instrument.

Der Professor schloß den Deckel des Grammophons. Sie versuchten, einer musizierenden Gruppe möglichst ähnlich zu sehen.

Der Professor öffnete die Tür. Draußen stand Mrs. Wimmerforce. Der Professor atmete laut aus.

Alexandra hielt es für künstlerische Erschöpfung. Entzückt sah sie auf „ihre“ Musiker. „Entschuldigen Sie, meine Herren. Ich dachte, daß Sie vielleicht gern eine Tasse Tee trinken würden.“

Sie setzte das Tablett mit Tassen und Kanne vorsichtig auf den Tisch.

Mit besonderer vorwurfsvollem Ton fuhr sie fort: „Sie wissen, Sie haben mir nicht die volle Wahrheit über sich gesagt...“ Sie wurde sich der erschrockenen Reaktion, die ihre Worte hervorrief, gar nicht bewußt. Lächelnd beendete sie den Satz. „... Sie sind nicht die, für die Sie sich ausgaben. Sie sind keine Amateure. Sie sind mehr als gut. Sie sind Meister!“

Eigentlich hätte Alexandra die Erleichterung in den Zügen der Männer merken müssen — aber sie war zu begeistert!

Sie setzte zu Pfannkuchen. „Ihr herrliches Pizzikato — Mister Knoten. Ich hörte es ähnlich nur in der Philharmonie. Einfach entzückend! Darf ich einmal unbescheiden fragen, bei wem Sie studiert haben?“

Pfannkuchen sah sich hilflos um. „Ich hab' eigentlich gar nicht studiert. Ich bin ein Wunderkind, 'ne Naturbegabung.“

Gott sei Dank ließ Alexandra ihn in Ruhe und bewunderte Harrys herrliche Bogenführung. Der nannte als Lehrer einen Italiener, dessen Namen er selbst kaum aussprechen konnte.

Alexandra goß Tee ein.

„Ach, meine Herren, Ihr herrliches Spiel ließ meine Gedanken weit in die Vergangenheit zurückschweifen.“

Der Professor nickte ihr aufmunternd zu. Erzählen war besser als Fragen.

„Zur Feier meines zwanzigsten Geburtstages hatte mein Vater ein Streichquintett engagiert, das mir abends ein Ständchen bringen sollte. Sie spielten gerade Boccherini — nicht so gut wie Sie, nein! —, da kam jemand und meldete, die Königin Victoria sei plötzlich entschlafen. Alles ging still nach Hause. Das war das Ende der Feier. Feiern und Musik enden oft traurig; das war noch in meinem Elternhaus — in Pangbourne. Oh — ich störe Sie wohl?“

Als keiner widersprach, ging sie rückwärts aus dem Zimmer. Ihre Augen streiften die Instrumente. Das war gut. So sah sie nicht die bösen Blicke der „Musiker“.

Schon oft ist die alte Alexandra Wimmerforce vergeblich bei der Anzeigenexpedition von Mrs. Whipple vorstellig geworden. Niemand will die beiden Zimmer in ihrem kleinen, windschießen Häuschen mieten. Eines Tages jedoch erscheint ein seltsamer Herr. Als Alexandra hört, daß er sich Professor nennt und mit seinen Freunden in ihrem Hause musizieren will, kennt ihre Begeisterung für den neuen Mieter keine Grenzen. Sie ahnt nicht, daß sie in Wirklichkeit Banditen in ihr Haus aufgenommen hat, die gar nicht musizieren können. Eine Grammophonplatte verschafft die Illusion des Streichquintetts, während die Gauner einen tollen Streich ausarbeiten. Gerade in dem Augenblick klopft es an die Tür, hinter der die Bande mit heißen Köpfen den Plan diskutiert.

Der Professor schloß hinter ihr wieder die Tür zu.

Pfannkuchen brach als erster das Schweigen. „Ich bin gar nicht daraus schlau geworden. Also, sag mal, Louis, wer ist gestorben?“

„Dummkopf“, zischelte Louis. Das erschreckende Auftauchen Alexandras hatte seinen Widerwillen gegen sie bestärkt. „Hört zu! Ihr könnt machen, was ihr wollt. Laßt meinewegen das Geld vom Polizeichef aus dem Bahnhof holen, aber laßt diese Schleiereule aus dem Spiel.“

Der Major suchte zu vermitteln. „Können wir das nicht später besprechen? Ich meine...“

Louis fuhr hoch. „Ich will das nicht besprechen. Das muß beschlossen werden. Jetzt! Sofort!“

Der Professor lachte leise vor sich hin. „Gut — Louis. Du sollst deine Abstimmung haben. Doch merke dir: niemand ist unentbehrlich. Und am allerwenigsten ein Mann namens Louis. Nur der Plan ist wichtig. Mein Plan.“

Major —“, er wandte sich an Courtney, der meist seine Partei ergriff, weil er ihn einmal mit einem Meineid vor schwedischen Gardinen gerettet hatte. „Major, wenn wir die liebe Mrs. Wimmerforce nicht nehmen, dann eben jemand anders. Wißt ihr, was das heißt? Teilen — noch mehr teilen!“

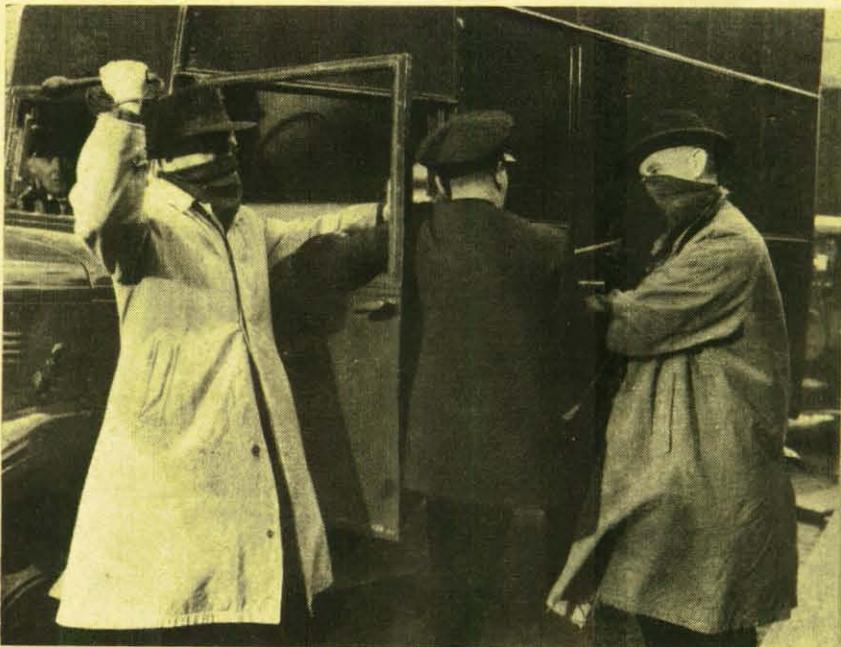
Der Major war seiner Meinung. Das war klar. Marcus und der Major waren für Mrs. Wimmerforce. Louis dagegen.

Uden Harry? „Ich find' auch, wir sollten uns lieber nicht auf so eine verdrehte alte Tante verlassen.“

„Dagegen“, kommentierte der Professor. „Jetzt kommt es auf dich an, Pfannkuchen!“

Louis meinte abschätzend: „Verlaßt ihr euch wirklich auf das Kleinhirn von so einem schwachsinnigen Muskelpaket?“

Pfannkuchen sah ihn blöde an. „Was meinst du damit? Ich hab' genau so 'ne Stimme wie du! Hier herrscht Demokratie! Verstanden? Ich geh mit dem



Einen vorzüglichen Plan hatte der „Professor“ ausgearbeitet. Alle Einzelheiten waren genau durchdacht, jeder Schritt, jeder notwendige Handgriff lag fest. Es konnte eigentlich gar nichts schiefgehen. Nur Alexandra Wimmerforce machte den Gangstern noch einige Sorge. Die nötige Unbefangenheit besaß sie ja, da sie von allem nicht die geringste Ahnung hatte. Während der falsche Bewegung von ihr konnte die ganze Sache zum Platzen bringen. — Während der Professor den Fahrer des Bankautos mit vorgehaltener Pistole unsanft auszusteigen zwang, schlug Louis ihn von hinten nieder.

Professor und dem Major. Mrs. Oberkandidat ist damit gewählt.“

„Bravol!“ rief der Major. „Die Mehrheit hat beschlossen, sich für die Sache der Vernunft zu entscheiden. Louis, du wirst diese Entscheidung respektieren — oder pack deine Fiedel ein und spiel woanders.“

„Also gut“, preßte Louis wütend hervor, „aber eins möchte ich noch sagen: Ich habe noch nie mit Ihnen gearbeitet. Nur der Major hat mir Wunderdinge von Ihrer Intelligenz erzählt. Sollen ja ein toller Chef sein. Hoffentlich behält er recht.“

Souverän beendete der Professor den Streit. „Wenn du deine Sache so gut machst wie Mrs. Wimmerforce, dann sind wir alle bald reiche Leute.“

*

Es war ein vorzüglicher Plan! Die nächsten Tage erforschten die fünf noch tausenderlei Einzelheiten. Sie kannten jeden Schritt, jeden notwendigen Handgriff. Der Plan war mit äußerster Sorgfalt und Schlaueit ausgearbeitet worden.

Er hätte in seiner Exaktheit jedem Generalstab zur Ehre gereicht.

Jeder wußte genau, was er zu tun hatte. Sogar die arglose Alexandra Wimmerforce.

Alles war auf die Sekunde genau festgelegt. Requisiten und Kostüme lagen bereit. Der große Tag heran.

Pfannkuchen trug Mütze und Nummernschild der Londoner Taxifahrer. Harry hatte über die Uniform eines bahnamtlichen Gepäckträgers einen billigen Regenmantel gezogen.

Im Wagen des Professors saßen sie wartend an einem vorher genau festgelegten Ort.

Wiederholt blickte Marcus auf die Uhr. — Schweigen.

Dann war es soweit. Der Professor nickte nur. Es brauchte nichts mehr gesagt zu werden.

Einer nach dem anderen stieg aus. Der Major ging zu einem in der Nähe stehenden Lieferwagen. Louis bestieg einen parkenden großen amerikanischen Wagen. Pfannkuchen verschwand im Gewühl, um sein Taxi zu holen.

Der Professor und Harry sahen ihnen nach.

Der Professor streckte die Hand aus und empfing von seinem Komplizen einen Revolver. Er steckte ihn ein, stieg aus dem Auto und ging quer über den Fahrdamm auf eine Telefonzelle zu. Mit einem schnellen Blick versicherte er sich, daß er nicht beobachtet wurde. Dann holte er unter seinem weiten Mantel ein Schild hervor: *Außer Betrieb*. Er hängte es an den Türdrücker der Telefonzelle und ging zurück.

In diesem Augenblick näherte sich das Taxi mit Pfannkuchen an Steuer. Im Fond lag ein großer, schwarzer Schrankkoffer. Harry löste die Bremse, trat die Kupplung, gab Gas. Der Wagen fuhr an. In geringem Abstand folgte das Taxi.

Der riesige Möbelwagen parkte genau an der Straßenecke vom Bahnhof Kings Cross. An seiner Seite flanierte ein vornehmer Herr auf und ab. Es war der Major. Er sah sich mehrmals nervös um.

Da! Er sah einen Privatwagen, einen Geldtransportwagen der Bank und das Taxi mit Pfannkuchen herankommen. Er eilte auf den Möbelwagen zu. Er neigte sich in den Führerstand und löste die Handbremse.

Langsam begann der Möbelwagen die etwas abfallende Straße hinunterzurollen, während der Privatwagen, der Bankwagen und das Taxi in die Einbahnstraße einbogen. Wenige Sekunden später blockierte der querstehende Möbelwagen den gesamten Verkehr.

Das Privatauto verlangsamte die Fahrt und versperrte dem Bankauto endgültig den Weg und brachte es zum Stehen. Das Taxi wurde herumgerissen, so daß der Kofferraum am hinteren Ende des Bankwagens war. Der Professor stieg aus seinem Auto und näherte sich dem Führerhaus des Bankautos. Und zwar an der Seite, wo der Autofahrer saß. Er stand mit, wie in den Gesichtern des Chauffeurs und des

Beifahrers, als sie plötzlich einen Revolver auf sich gerichtet sahen.

Zur gleichen Zeit riß Pfannkuchen an der anderen Seite das Führerhaus auf, Er zog den Fahrer vom Sitz — ein heftiger Schlag. Der Mann lag benennungslos am Boden.

Der Professor forderte den Beifahrer zum Aussteigen auf. Der tat es und bekam von dem herbeieilenden Louis einen fürchterlichen Hieb über den Kopf. Auch dieser Mann war ausgeschaltet.

Die Aktion war in vollem Gange. Die Arbeit ging glatt vonstatten.

Der große Schrankkoffer wurde aus dem Taxi gezerrt und geöffnet. Pfannkuchen hat inzwischen die Hintertür des Bankwagens gewaltsam geöffnet. Der riesige Dummkopf entfernte mit wenigen weiteren Griffen den Draht des inneren Gitters.

Der Weg zum Geld war frei! Zu diesem Zeitpunkt hatten sich bereits mehrere andere Fahrzeuge bei dem Verkehrshindernis angesammelt.

Doch wegen des Möbelwagens konnte niemand so recht sehen, was eigentlich los war.

Louis schwang sich in den Bankwagen, ergriff die Metallkästen mit dem Geld und warf sie Pfannkuchen zu, der sie im Schrankkoffer verstaute. Als alle vier Geldkästen im Koffer waren, schloß Pfannkuchen ihn und wuchtete den Schrankkoffer wieder ins Taxi.

Quer über den Bürgersteig jagte das Taxi davon und verlangsamte dann seine Fahrt.

Louis setzte sich ans Steuer des Privatwagens — und wartete!

Er hörte und sah einen Polizisten auf seiner Trillerpfeife pfeifen. Er wartete so lange, bis der Polizist in langen Sätzen auf ihn zugerannt kam.

Jetzt erst brauste er rücksichtslos davon.

Der Verdacht richtete sich gegen ihn und sein Auto.

Und so sollte es laut Plan auch sein.

Derweil war das Taxi in normalem Tempo am unteren Ende der Einbahnstraße angelangt, als Louis es in rücksichtsloser Fahrt überholte. Ein anderer Polizist — durch die Pflöcke seines Kollegen alarmiert, wollte das gefährlich schlingende Auto von Louis aufhalten, mußte aber, um sein Leben zu retten, zur Seite springen.

Die Jagd begann.

Die Jagd auf Louis.

Die Jagd auf ein leeres Auto.

Louis' Wagen verschwand mit quiet-schenden Reifen um die Ecke, als Pfannkuchens Taxe am Kantstein vor dem Bahnhof ausrollte.

Keiner achtete auf ihn. Jedermanns Aufmerksamkeit galt dem flüchtenden Auto.

Nur ein Dienstmann kam lässig herbei.

Der Dienstmann war Harry.

Der Professor wies ihn an, den Schrankkoffer zu nehmen. Harry tat sein Bestes, um natürlich zu wirken und sein Zittern und seine Angst zu verbergen.

Nur der Professor schien völlig unberührt.

Es war ein beinahe abwesender Zug in seinen Augen, als er sah, wie der Schrankkoffer auf den Bahnsteig getragen wurde, auf dem in diesem Augenblick der Zug aus Cambridge einlief.

In einem unbewachten Augenblick schmuggelte Harry den Koffer unter das Gepäck, das in wenigen Minuten abgeholt werden würde. Unter das Gepäck, das von Cambridge kam und für London bestimmt war.

Zu eben dieser Zeit fand die Polizei nicht weit vom Bahnhof den von Louis in einer unbelebten Nebenstraße abgestellten Privatwagen.

Über Radio und Polizeifunk wurde eine Meldung durchgegeben:

Ein vermutlich bei dem eben geschilderten frechen Raubüberfall beteiligter Wagen wurde in der Fieldstreet verlassen aufgefunden. Von den gestohlenen Kassetten fehlt jede Spur.

Es dauerte nicht lange, da wimmelte es von Polizei in Uniform und Zivil auf dem Bahnhofsgelände.

Trotz Protestes des Stationsvorstehers bestanden die Detektive auf



Unbeschreibliche Aufregung herrschte in der Telefonzelle, in der Marcus und Louis den Verlauf des Unternehmens durch den Major erfahren, der seinen Posten am Bahnhof bezogen hat und von dort die Szene übersehen konnte. Zuerst ging alles gut, doch im letzten Augenblick...
Fotos aus dem gleichnamigen RANK-FILM

Durchsuchung des Gepäcks. „Sie können mir hier nicht den Betrieb stören“, zeterte der erzürnte Bahnbeamte. „Ich muß die Pläne einhalten.“

„Tut mir leid“, erklärte ein höherer Beamter, „aber wir müssen das ausgehende Gepäck überprüfen. Wir sind davon überzeugt, daß das Zeug hierhergebracht wurde, um es vor unserer Nase fortzuschaffen. Ja, so schlau wie die Herren Gangster sind wir schon lange.“

In diesem Augenblick erschien Alexandra Wimmerforce auf Bahnsteig eins!

Kaum aus ihrer kleinen Welt gekommen, befremdete sie der viele Betrieb.

Sie sah sich nach der Gepäckaushabe um. Dort fragte ein Beamter gerade, wieviel Gepäckstücke in den letzten 10 bis 15 Minuten aufgegeben worden seien, als Alexandra mit einem Gepäckschein in der Hand erschien. Sie hielt ihn dem Beamten vor die Nase.

„Es ist ein Schrankkoffer. Er gehört Professor Marcus, der bei mir wohnt. Er hat sich den Koffer von ... ach, herrjeh, wie heißt das noch, ja von Cambridge schicken lassen. Er fährt heute ab und hat noch soviel zu tun.“

Der geplagte Beamte nahm den Schein entgegen, wobei er immer noch versucht, dem Detektiv genaue Auskunft zu geben. Er sah flüchtig auf das Papier, zeichnete es dann ab und gab es Alexandra zurück.

Sie konnte den Koffer abholen!

Einen Koffer, der vor wenigen Minuten aus Cambridge gekommen war! Der Professor wartete derweil in der Telefonzelle, an die er vorhin das Schild gehängt hatte, damit sie auf jeden Fall für ihn frei wäre.

Es läutete.

Der Professor nahm den Hörer ab. An dem anderen Ende der Leitung sprach der Major, der den Bahnhofsausgang unter Blickkontrolle hatte. Der Major war so konfus, daß ihn der Professor zurechtwies: „Major! Hör genau zu. Ich möchte, daß du deine Ruhe bewahrst. Sprich ruhig und konzentriert. Ja? Großartig!“

Er sah auf seine Armbanduhr. „Unsere liebe Mrs. Wimmerforce müßte jetzt in Sicht kommen. Kannst du sie sehen?“

Seine Zeitangabe war perfekt.

Der Major berichtete, daß Mrs. Wimmerforce gerade erschienen sei. Sie trottet neben einem Dienstmann, der den großen schwarzen Schrankkoffer auf einer Karre vor sich herschiebe.

Dem Major brach fast die Stimme, als er berichten mußte, daß in dem Augenblick, als der Koffer in die Taxe gehoben wurde, ein Polizeiwagen in rasender Fahrt vor dem Bahnhof vorfuhr und bremste.

„Ja“, sagte der Professor mit ruhiger Überzeugung, „jetzt fährt die Taxe mit der lieben, alten Dame ab...“

Er hatte ganz recht. Die Polizisten waren in den Bahnhof geeilt.

Dann bekam der Major fast einen Schlaganfall.

Der Professor hörte nur noch erstickte Laute, und sein Siegeslächeln gefror ihm auf den Lippen. „Major! Major! Komm zu dir! Sprich ruhig!“

Aber die Stimme des Majors war schrill und unnatürlich, als sie gellend schrie: „Sie kommt zurück! Sie ist mit der Taxe in das Sperrgebiet des Bahnhofs zurückgekommen!“

Dem Professor fiel das Herz in die Hose. Die Spannung war unerträglich.

Wie einem kleinen Kind redete er dem übergeschnappten Major zu, sich zu fassen und genau zu berichten. — Vergeblich!

Aus dem Hörer ertönte wirres Gestammel und Schreckensschreie. Das Tohuwabohu in der Telefonzelle war unbeschreiblich!

An des Professors schreckverzerrtem Gesicht sahen seine Kumpane, daß etwas Furchtbares passiert sein mußte. Harry, Louis und Pfannkuchen rangelten sich in der Telefonzelle mit ihrem Chef und versuchten, ihm den Hörer zu entreißen.

„Was ist denn los?“

„Du, geh raus!“

„Major, Major!“

„Was habt ihr denn?“

„Die verfluchte alte Bestie.“

So schallte es wirt durcheinander.

Der Professor, Pfannkuchen, Louis, Harry und der Major sahen ihren Plan scheitern.

Nur ein Beteiligter war bis ans Herz eiskalt — Alexandra Wimmerforce! Mit freundlichem Lächeln entstieg sie vor dem Bahnhof der Taxe, ging auf die wartenden Polizisten zu und lächelte sie verlegen an: „Ich habe meinen Schirm vergessen. Ach, ich vergesse ihn immer.“ Sie trippelte zur Gepäckaushabe, holte ihn und schritt glückstrahlend zur Taxe zurück.

Das Auto setzte sich in Bewegung. Der Major brach vor Erleichterung fast zusammen.

In der Telefonzelle begann das große Aufatmen.

Als das Taxi an der Telefonzelle vorbeikam, wo die fünf in fürchterlicher Enge warteten, folgten die Verbrecher dem Mutchen in ihrem Wagen.

Alles war jetzt unter Kontrolle. Der Meisterplan des Professors war gelungen!

Im Wagen der Verbrecher herrschte ausgelassene Stimmung. Louis konnte seinen Greuel gegen die alte Mrs. Wimmerforce immer noch nicht ganz unterdrücken: „Beinahe hätt' sie alles vermasselt, die verrückte, alte...“

Pfannkuchen unterbrach ihn grollend: „Weshalb schimpfst du denn auf unser liebes Mutchen. Sie hat ihre Sache doch großartig gemacht.“

Der Professor rieb sich die Hände. Er strahlte seine Mitarbeiter an. „Gleich

sind wir zu Hause. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen.“

Der Ahnungslose!

In ungefähr fünfzig Meter Abstand folgte das Auto der Verbrecher Alexandras Taxe, die plötzlich stockte.

Und noch etwas stockte — die Herzen der Verbrecher, denn Mrs. Wimmerforce ließ die Taxe halten, drehte das Fenster herunter und ließ sich auf ein Palaver ein. Mit bösen Worten wies sie einen Jungen zurecht, der heftig mit seinen Fäusten auf ein Pferd einschlug. Der Klepper, der vor einen Kehrriekarren gespannt war, stand dicht hinter einer Fruchtkarre, und das offensichtlich hungrige Pferd kaute munter auf gestohlenen Äpfeln herum.

„Aufhören, aufhören, junger Mann! Schluß mit der Tierquälerei!“ hallte Mrs. Wimmerforces Stimme über die Straße. „Hören Sie auf, das Pferd zu schlagen! Hören Sie sofort auf oder ich zeige Sie beim Tierschutzverein an.“

Der gereizte Besitzer der Obstkarre drehte sich zu ihr um. „Sehen Sie doch, er frißt ja mein ganzes Obst. Vier Pfund Äpfel sind schon in seinem unersättlichen Magen!“

Er drehte sich wieder ab, als er gerade sah, daß das Pferd sich einen neuen Prachtpfel schnappte. Wütend wandte er sich an Alexandra: „Wenn Sie nicht wollen, daß ich ihm seine verdammten Ohren abreiße und sein Maul stopfe, dann sorgen Sie dafür, daß diese Schindmähre hier verschwindet.“

Der Junge und die alte Dame beschimpften einander munter.

Dem Taxifahrer wurde es zu dumm, daß sich seine Kundin von dem Straßenjungen beschimpfen lassen mußte. Er stieg aus und mischte sich in das Geschimpfe ein.

Der Professor und seine Spießgesellen sahen von weitem dem Geschehen gespannt zu.

Das Pferd ging von den Äpfeln zu den Birnen über. Bei diesem Wechsel flog ein ganzer Stapel köstlicher Früchte zu Boden.

Das war zuviel für den Obsthändler. Voller Wut riß er seine Mütze vom Kopf und schlug auf das Pferd ein.

Mrs. Wimmerforce schwang drohend ihren Regenschirm.

Der Obsthändler glitt aus, rappelte sich wieder hoch und wollte auf die drohende Alexandra losgehen. Als sich der Taxifahrer dazwischenstellte, bekam er eine Ohrfeige.

Das Pferd erschrak, setzte sich auf seine Hinterhand und landete mit den Vorderbeinen in der Obstkarre. Die Karre kippte um, und die schönen Früchte holperten, kullerten und sprangen über das Pflaster. Darüber erschreckt, riß sich das Pferd los und galoppierte davon.

Der Obsthändler sah vor Wut rot. In sinnlosem Zorn begann er an der Taxe die Scheinwerfer zu zertrümmern.

In diesem Augenblick erschien ein Polizist auf der Bildfläche!

Louis, der den Ordnungshüter zuerst sah, schrak zusammen. „Polentel!“ schrie er. „Ich wußte es gleich.“

Inzwischen hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt. Die Rückkehr des Kehrriekarrenbesitzers erhöhte den Tumult. Viele wußten nicht, worum es eigentlich ging, beteiligten sich aber an der Schimpferei, bis es dem Polizisten gelang, die Ruhe einigermaßen wiederherzustellen.

Den vier Verfolgern stockte der Herzschlag, als sich der Polizist, der Taxifahrer, Alexandra, der Obsthändler und der Kehrriekarrenbesitzer zur Polizeistation in Bewegung setzten.

Vor der Wache geschah das Entsetzliche. Der Koffer wurde ausgeladen und auf die Straße gestellt. Dann verschwanden die Beteiligten im Polizeigebäude.

Mit Tränen in den Augen wies Pfannkuchen auf den einsam dastehenden Koffer. „Da steht er nun, friedlich und unschuldig. Professor, können wir ihn nicht nochmal klauen?“

Der Bandenführer winkte ab. Er wußte, daß er jetzt keinen Einfluß mehr auf das Geschehen hatte.

In der Wache konnte der Polizist dem Inspektor den Vorgang nur schwer klarmachen, da alle durcheinanderschrien.

(Fortsetzung folgt)

WAHRE GESCHICHTEN

Das nennt man Begeisterung.

Die Tribünen des Stadions von Ilkeston in England waren bis auf den letzten Platz besetzt. Es herrschte gleichsam die leise brodelnde „Stille vor dem Sturm“. Die Zuschauer warteten auf den Einlauf der Mannschaften. — Auf ihre Stadtel und die Gäste aus der Nachbarstadt. — Da erhob sich plötzlich am Eingang ein tosender Beifall. Er setzte sich fort und erfaßte schließlich die ganze Runde. Aber keine Mannschaft war auf dem Rasen zu sehen. Am Eingang winkte nur ein Mädchen... im Brautkleid mit Schleier. Es war die neugebackene Missis Wymouth, wenige Stunden vorher noch Miß Brown, eine Fußballbegeisterte, wie sie im Buch steht. Sie wollte auch an ihrem Hochzeitstag das Spiel ihres Vereins nicht versäumen.

Norwegische Solidarität.

„Wir streiken“, sagten die Beamten des Finanzamtes zu Oslo. „Wir streiken.“ Sie schlossen ihre Schalter und gingen nach Hause. Ein so ungewöhnliches Ereignis lockte natürlich Reporter an. Sie kamen in hellen Scharen, standen vor den verschlossenen Türen, redeten, tauschten ihre Meinungen aus. Fotografierten schließlich. In wenigen Stunden wußte Norwegen, daß die Beamten in Oslo die Arbeit niedergelegt hatten. Und in noch weniger Stunden standen die Beamten nicht mehr allein. Die Briefträger schleppten körbeweise Telegramme und Briefe vors Finanzamt. Singsgemäß hielten sie alle nur einen Inhalt, und zwar: „Haltet aus! Verlängert den Streik!“

Gestank gegen Macht.

Giovanni Volcano, Ziegenhirt der Gemeinde Moena in Italien, war ein armer Mann. Seine Hütte war klein. Seinen Anzug trug er schon dreißig Jahre. Und Schuhe... Schuhe besaß er überhaupt nicht. Sein ein und alles war nur der Tabak. Und seine Ziegen natürlich. Den Tabak stiftete die Gemeinde. Die Ziegen schickten ihm die Kleinbauern des Städtchens. Und so zog der alte Giovanni jeden Morgen auf die Hänge um das Städtchen, rauchte, schaute in die Ferne und vertrieb die Ziegen manchmal von den Weinstöcken. Bis vor einigen Tagen. Da weigerte sich der alte Mann. Die Gemeinde hatte ihm nämlich die Tabakzuteilung gestrichen. Alles Bitten und Betteln half nichts. Der Bürgermeister blieb hart. Da wußte sich Giovanni nicht mehr anders als so zu helfen: Er borgte sich von seinen Kollegen aus der Nachbarschaft alle Ziegenböcke aus, die aufzutreiben waren, zog vor's Gemeindeamt und ließ die Böckchen dort ein Weilchen stehen. Natürlich riß der Bürgermeister alsbald sein Fenster auf und schrie: „Was stinkt hier so!“ — „Siehst du“, sagte Giovanni, „deshalb brauche ich den Tabak.“ Er bekam ihn.

Energie

„Dein Kinn wird immer dicker“, mäkelt Mister X., Ölmillionär in Texas, eines Morgens beim Frühstück an seiner Frau herum. Er hatte am Abend zuvor Marilyn Monroe im Film gesehen, und nun gefiel ihm sein angehautes Ehemweib nicht mehr. Sie möge endlich mal ein bißchen weniger essen, meinte der Mann. Und so weiter. Und so weiter. Schließlich wolle er eine hübsche, junge Frau. Und wenn sie sich schließlich und endlich zu einer Schlankheitskur entschließen könnte, dann würde er pro vermindertes Pfund 10 000 Dollar zahlen. Das ließ sich Missis X. nicht zweimal sagen. Mit Energie und Ehrgeiz begab sie sich an die Arbeit. Morgens Gymnastik. Dann Frucht- und Milchsäfte. Mittags kein Steak. Erst recht keinen Kuchen. Abends ein wenig Obst. Und wie das so weiter geht. Der Erfolg: Mister X. mußte — umgerechnet — eine Million DM zahlen.



„Moral hin, Moral her! Allein schaffen wir es nun mal nicht!“



„In welcher Angelegenheit kommen Sie bitte?“

Die vergnügliche Weihnachts-Ecke



Hilfspolizisten des Äthers

Glimmlampen, Röhren, Drehknöpfe... in Küchen, Besenkammern und Dachböden

Fast alle Amateurfunker der Welt sind Bastler. Ihre Sender und Empfänger können die Größe eines Eisschranks oder einer Zigarrenkiste haben.

Hauptsaat, sie gleiche Nacht für Nacht in den Äther hinaushorchen.

Kommt man dann in eine solche „Funkbude“, dann sieht man geheimnisvolle Apparate herumstehen. Rote und grüne Lichter blitzen auf, und im Blaulicht des Transformators summt und wispert die Stimme des Äthers.

„Zeppelin“-Antennen in der Form einer Hühnerleiter, Marconi-Antennen, Vertikal-Strahler... ein komplizierter technischer Apparat stellt sich dem staunenden Laien entgegen.

Und schon mancher, der zum ersten Male eine Amateurstation sah und sich über das Gewirr von Drähten, Röhren, Glimmlampen und Drehknöpfen in der Küche, in der Besenkammer, auf dem Dachboden oder im Keller wunderte, verfiel selbst dem „Bazillus der Ätherspaziergänge“ auf Lebenszeit.

Die meisten Amateure sparen sich die Teile für den Auf- und Ausbau

ihrer Stationen buchstäblich vom Munde ab.

In Amerika, wo es heute rund 120 000 Amateurstationen gibt, kann man die meisten Geräte fertig kaufen. Die Industrie dort liefert fertige Spezialempfänger und Sender.

In Deutschland ist es bedeutend schwerer, zu einer solchen Station zu kommen, weil eine solche importierten Geräte zu teuer sind und es fertige Anlagen kaum zu kaufen gibt.

Weitaus die meisten deutschen Amateure benutzen die Anlagen eigener Konstruktion. Dabei finden sich vielfach Wehrmuchs- oder STEG-Teile, die billig zu kaufen waren. Das größte Kapital, das ein Amateur in seine Station steckt, ist Geduld und Zeit.

Denn es ist nicht etwa so, daß die in der Anschaffung teurere Station auch automatisch die größere Reichweite ergibt. Mit kleinsten Stationen, deren Energie noch nicht einmal zur Speisung einer Taschenlampenbirne reichen würde, gaben Amateurfunker an, schon innerhalb einer Stunde alle fünf Erdteile erreicht zu haben.

Schnell überlegt Erich, der Zivilangestellter, wie er seinem italienischen Funkfreund Pietro helfen kann.

Da hört er schon auf der gleichen Welle:

„Achtung I 1 BTT und DL 9 ZY — hier ist Johann aus Konstanz. Ich wohne nur 200 m neben dem hiesigen Krankenhaus und will sehen, daß dort „Myleran“ vorrätig ist — bitte warten.“

Und während überall die meisten Menschen schon friedlich im Schlaf liegen, eine wohlige Sommernacht die Natur in einen tiefen Frieden hüllt, versuchen hier, weit nach Mitternacht, drei Amateurfunker aus Stuttgart, Konstanz und Padua ein kleines italienisches Junges jenes Heilmittel zu besorgen, das allein ihn vor dem sicheren Tode retten kann.

Erich gibt inzwischen die Nachricht von Johann aus Konstanz an Pietro, der sie nicht gehört hat, weiter.

Aber leider meldet Konstanz nach kurzer Zeit, daß im dortigen Krankenhaus das rettende Mittel in einem genügenden Vorrat nicht vorhanden sei.

Eine neue Situation für Erich.

Inzwischen ist es 1.30 Uhr geworden. Kurz entschlossen ruft Erich B. den diensttuenden Arzt im 188. Armeehospital telefonisch an und teilt ihm schnell den Sachverhalt mit. Nach kurzer Zeit meldet sich der amerikanische Arzt wieder:

„Myleran in genügender Menge vorhanden!“

Sofort setzt sich Erich mit seinem italienischen Funkfreund Pietro in Verbindung und bittet diesen, die genaue Adresse des erkrankten Jungen mitzuteilen. Pietro will sich sofort erkundigen. Aber da die Zeit drängt, versuchen Erich und der amerikanische Arzt telefonisch über München und Mailand die Anschrift der Klinik zu ermitteln.

Auch das gelingt.

Und im Morgengrauen fliegt eine amerikanische Kuriermaschine mit dem Medikamentenpäckchen nach Padua.

Schon um acht Uhr abends des gleichen Tages erreicht Erich B. die drahtlose Bestätigung Pietros, daß das Mittel im Krankenhaus eingetroffen sei. Ein besonders inniger Dank auch von dem glücklichen Vater des erkrankten Jungen.

Erich B. lächelt zufrieden vor sich hin und beginnt einen neuen nächtlichen „Ätherspaziergang“.

Heilmittel „Myleran“ — oder ein kleiner Junge muß sterben

Es ist Sonnabend kurz vor Mitternacht. Erich B., ein leidenschaftlicher Funkamateure, der sich in der Dachkammer eines Hauses, das zwischen Waldparzellen inmitten einer Villenkolonie über Stuttgart liegt, mit seinem Funkgerät beschäftigt, hat heute schon mit vielen seiner „Freunde“ gesprochen.

Zuletzt unterhielt er sich mit „Jack“, der ihn mit lautem „Hallo“ aus Apia in Samoa, wo er im Gouvernement-Hospital tätig ist, begrüßt hatte. Vorher hatte er schon einen kleinen „Speech“ mit dem würdigen Señor José Gonzales Postigo in Asuncion in Paraguay gehabt, der ihm unter dem Zeichen „ZPIAA“ mitgeteilt hatte, daß er jetzt mit einer altgetrauten Marconi-Apparatur sende, deren Lautstärke Erich beurteilen sollte.

Erich B. findet sie ausgezeichnet, und mit „besten Grüßen“ haben sie sich voneinander verabschiedet. Da plötzlich vernimmt Erich leise, gebrochene deutsche Laute:

„... an deutsche Amateure... US-Zone... Achtung deutsche Amateure...!“

Automatisch stimmt Erich seinen Sender auf die Frequenz ab, stellt den Empfänger höher und hat deutlich einen Notruf im Hörer:

„I 1 BTT mit einem Notruf an alle Stationen in der ehemaligen US-Zone Deutschlands — CQ Deutschland — CQ Deutschland, Achtung hier Italien I 1 BTT mit einem Notruf — bitte kommen.“

Erich B. schaltet um und spricht sofort seine Gegenmeldung ins Mikrofon:

„I 1 BTT von DL 9 ZY — habe Notruf aufgenommen. Erbiete genaue Angaben.“

Sofort kommt der Italiener wieder und teilt mit, daß in Padua ein zehnjähriger Junge mit einer lebensgefährlichen Erkrankung an „Sarcamatose“ — einer Abart von Krebs — in einer dortigen Klinik liegt. Nach Ansicht des behandelnden Arztes kann er nur durch das in amerikanischen Kliniken erhältliche Medikament „Myleran“ gerettet werden. Deshalb habe er seinen Notruf an alle Amateurfunker in der ehemaligen US-Zone gesandt.



Wenn Weihnachten nahe ist, rüsten die Kinder des italienischen Dorfes Revine und mit ihnen ihre stolzen Eltern zu einem rührenden religiösen Volksschauspiel. In einer Grotte außerhalb des Ortes werden die Hauptpersonen der Weihnacht in einem Krippenspiel dargestellt, und der Engel verkündet die Botschaft „Friede auf Erden den Menschen...“ — Diese Hirtenkinder sind mit ihren Schafen gekommen, um die Krippe zu sehen, wie einst die Hirten in Bethlehem.

ALLE JAHRE WIEDER

Lebendige Tradition in Italien



Auf der einen Straßenseite bilden die Frauen und Mädchen des Dorfes Spalier, auf der anderen die Männer, um Maria und Josef mit dem Kinde das Geleit zur Grotte zu geben. Das Örtchen Revine liegt in den Karnischen Alpen und wird von einfachen und gutherzigen Menschen bewohnt. Die Männer, meist Bauern und Hirten, pflegen mit ihren Familien ihren religiösen Glauben. Ein Ausdruck ihrer natürlichen Frömmigkeit ist das Krippenspiel, das auch für die Dörfer der Umgegend zu einem Begriff geworden ist. Auch aus den entlegensten Bergnestern strömen die Menschen herbei.

Getroffen

Seit zehn Jahren, seitdem er erwachsen war, zerbrach sich Fred alljährlich vom ersten November bis zum Heiligen Abend den Kopf, was er Tante Constance schenken sollte. Meistens kaufte er dann etwas ebenso Teures wie Unbrauchbares, ein Kochbuch in Saffianleder gebunden, einen elektrisch geheizten Fußschemel, der straßenweit Kurzschluß verursachte, und erntete dafür einen kühlen Dankesbrief nebst der obligaten unmöglichen Krawatte. Tante Constance war sechzig, eine Frau von rauhem, unbestechlichem Charakter und dem Aussehen eines viktorianischen Gardisten. Aber reich.

In diesem Jahr hatte Fred eine weitere Sorge. Die Sorge hieß Maud, war achtzehn Jahre alt und auch sonst das genaue Gegenteil seiner Tante. Maud sah wie ein Bild aus der Biedermeierzeit aus. Nur eines hatten die beiden Damen gemeinsam: für beide wußte Fred kein passendes Geschenk.

Eadlich erstand Fred im letzten Augenblick einen Kimono. Nur Maud konnte diesen Traum von Gewand tragen, nur ihr kam er zu. Ein pfirsichfarbenes Wunderwerk aus schwerer Seide, von demütigen Händen für die blumenzarten Töchter des fernen China gewebt. Mit glänzenden Silberfäden waren langstielige exotische Blüten und schmalgefiederte Paradiesreier auf den leuchtenden Grund gestickt. Und nur dazu paßte das betörende Parfüm, das allein würdig war, Maud zart zu umduften, und das ein gefühl- und phantasievoller Reklamechef „Illusion d'amour“ getauft hatte.

Im schroffen Gegensatz zu all der duftigen Poesie erhielt Tante Constance fünf Meter dicken, warmen Barchent, dunkelbraun mit roten und grünen Karos — einen Stoff, der wie ein Mittelding zwischen einem Staubtuch und einem Plaid aussah, aber drei-

mal soviel kostete, und zur Ergänzung dieses Hauskleides ein Paar pelzgefütterte, plumpe Pantoffel.

Zwei Pakete, mit Tannenreisig geschmückt, lagen vor Fred. Vorsichtig reichte er sie einem Boten. Ganz heimlich hatte er das große zärtlich gestreichelt. Der Bote nahm gefühllos beide Pakete in Empfang und verschwand, uninteressiert an Freds Liebe und an Freds Familie. Als er wiederkam, berichtete er ein wenig unsicher: „Es war doch recht? Das große Ding zu Lady Constance, das kleine zu Miß Maud? Ich habe mir Mühe gegeben, es richtig zu machen.“

Es war nicht richtig. Es war sogar verheißungsvoll falsch. Fred überlegte, ob er den Irrtum klarstellen oder die vertauschten Pakete durch einen Raubüberfall wieder zurückholen sollte; dann ließ er, ein geschlagener Mann, verzweifelt dem Schicksal seinen Lauf. Tante Constance würde ihn enterben. Maud ihm den Laufpaß geben... er verbrachte einen scheußlichen Abend bei viel Whisky und wenig Soda.

Die halbe Flasche seines Stärkungsmittels stand schwankend vor Freds Augen, als das Telefon klingelte. Er meldete sich und vernahm Tante Constances Stimme: „Fred, bist du wahn-sinnig? Was ist dir eingefallen?“

Ja, was war ihm nur eingefallen?

„Du verwöhnst mich ja, mein lieber Junge. Der Schlafrock mag ein bißchen jugendlich sein, aber wenn du glaubst, daß er zu mir paßt, trage ich ihn gern. Und das Parfüm, Fred, so ein Parfüm habe ich mir mein Lebtag gewünscht. Endlich schenkt mir jemand etwas Brauchbares.“

Fred hatte keine Zeit, aufzuatmen. In der Tür stand Maud. Wie zur Abwehr hob er bittend die Hände. Da flog sie ihm um den Hals. „Liebling, wie könntest du so genau wissen, was ich mir wünsche? Diese herrlichen Hütenschuhe und Stoff für ein echtes Tiroler Winterdirndl! Fred, wann machen wir unsere Skireise?“



Die Heilige Familie ist in die Grotte eingezogen. Nun beginnt der Aufmarsch der Frauen und Kinder, der Hirten und Mädchen. Tiere spielen bei dieser Fester eine große Rolle. Schafe, Ziegen und Esel werden herbeigetrieben, damit auch sie am Feste des Friedens teilnehmen. Die Kinder bringen sogar ihre Spielzeugtiere aus Holz oder Stoff mit. Die Zeremonie dauert von 21 Uhr bis eine Stunde nach Mitternacht. Die Rollen der Hauptpersonen in diesem Spiel sind sehr begehrt, aber man muß ein ganzes Jahr lang ein gutes Beispiel geben, um sie zu erhalten. Für die Rolle der Maria kommen nur unverheiratete Frauen in Frage. Jedes Jahr wird die Aufgabe neu vergeben.

Gehört sie wirklich



Die Einstellspritze gehört auch heute noch in vielen Staaten zum kleinen Löschgerät.

Das meinen viele: „Was sind die Luftschutz doch rückständig. Jetzt noch im Zeitalter der Atombomben sprechen sie von Einstellspritze und anderem kleinen Löschgerät. Die wissen doch selbst keinen Rat, daß es gegen Atombomben keinen Schutz gibt.“ — Das muß ich als Luftschutzhelfer immer wieder hören. Geben Sie doch auf diese Fragen einmal in der „ZB“ eine klare Antwort! — Das schrieb uns einer unserer Helfer, und wir kommen diesem Wunsch gerne nach. Die „ZB“ will ja in Zukunft noch mehr als bisher dem Helfer in seiner oft nicht leichten Arbeit mit Rat und Tat helfen, damit er seine Aufgaben erfolgreich lösen kann.

Dies ist unsere Antwort:

Es stimmt durchaus, daß es gegen Atombomben keinen absoluten Schutz gibt. Aber gibt es ihn denn überhaupt auch gegen die vielen anderen Gefahren, denen der Mensch fast täglich ausgesetzt ist? Auch der frühere Luftschutz behauptete keineswegs, daß es gegen die damals bekannten Waffen einen absoluten Schutz gab. Seine Zielsetzung war es, durch geeignete Maßnahmen die Opfer eines Krieges auf ein Mindestmaß zu beschränken. Es ist inzwischen erwiesen, daß dies dem früheren Luftschutz auch gelang. Voraussetzung allen Schutzes war und ist aber die Bereitwilligkeit einzelner Menschen, die ihm angebotenen Schutzmöglichkeiten auch tatsächlich in Anspruch zu nehmen. Wer also nicht gewillt ist, sich selbstschutzmäßig zu verhalten, dem sitzt auch der bombensicherste Schutzraum nichts.

Die Auswirkungen atomarer Waffen können sehr groß sein. Der BLSV belehrt seine Helfer hierüber laufend und in sehr anschaulicher Weise. Es wäre geradezu unverantwortlich, wollte man diese Auswirkungen bagatellisieren. Daß es aber trotzdem ganz bestimmte Schutzmöglichkeiten gibt, das sind Feststellungen, die namhafte Wissenschaftler des In- und Auslandes wiederholt gemacht haben.

Eine alte Erfahrung bleibt also bestehen. Jede Schadensstelle, ganz gleich wie groß sie auch immer sein mag, weist ganz verschiedene Schadenszonen auf. Im Zentrum solcher Schadensstellen werden die Auswirkungen der zerstörenden Gewalten immer besonders groß sein. Dagegen wird es selbst bei den allergrößten Schadensstellen immer eine Randzone geben, in der Menschen und Sachwerte nur weniger schwer betroffen sind. In diesen Randzonen wird es immer möglich sein, Menschen in ihren besonderen Nöten Hilfe zu bringen und der Weiterverbreitung von Entstehungsbränden Einhalt zu bieten. Das aber ist die große Aufgabe der Luftschutzselbsthilfe. Zudem muß ja jede Art von Hilfeleistung bei allen Schadensstellen von außen nach innen erfolgen. Das heißt, an irgendeiner Stelle einer Randzone wird man den zerstörenden Gewalten eine Grenze zu geben suchen. Dann aber werden alle Kräfte versuchen müssen, mehr und mehr zum Zentrum vorzudringen, um so zu retten, was noch zu retten ist.



Dieter, Peter und Paul-Werner sind gute Freunde. Bei einem Erkundungsunternehmen im Trümmerfeld ihrer Heimatstadt machten sie eine Entdeckung. Aber was ist das für ein komisches altes Ding?



Eine veraltete Luftpumpe könnte es wohl sein. Dieter will es aber ganz genau wissen. Also versuchen sie es zunächst einmal an einem Autoschlauch. Doch die Sache will durchaus nicht klappen.



Das Fahrrad muß helfen! Wie immer, so hat auch heute Peters Stahlrohr nicht genügend Luft. Alle drei versuchen es, den gefundenen Gegenstand als Fahrradpumpe zu benutzen. Auch das geht nicht.



So war das damals in jenen Bombennächten. Das der Jugend heute noch zuwenig bekannte Gerät ist die Einstellspritze. Sie gehörte damals zu unserer Hausausrüstung, berichtete er seinen Kollegen.



Eine Pumpe muß es aber sein. Doch was kann man damit jenen? Wozu hatten die Leute dieses komische Gerät, die in jenem Hause einmal wohnten? — Eifrig wird die Frage diskutiert. Aber die Jungen kommen nicht darauf. Und dann jener merkwürdige Fuß an dem Ding. Wozu war der wohl? — Echte Jungen aber gehen einer Sache so lange nach, bis sie eine Antwort haben. So auch diese drei Freunde. Paul-Werner machte nunmehr den Vorschlag, den „Findling“ einmal seinem großen Bruder zu zeigen.



Wozu hat man einen großen Bruder, der Schlosser ist? Er lächelt zunächst nur über das, was Paul-Werner da erzählt. Aber dann nimmt er das Gerät am nächsten Tag mit in die Werkstatt.



Ob Vollstrahl oder Sprühstrahl, immer vermag man mit der Einstellspritze Entstehungsbrände zu bekämpfen. Es kommt nur darauf an, daß man die Brandbekämpfung sofort richtig vornimmt.

zum alten Eisen?

Das geht den
BLSV-Helfer an



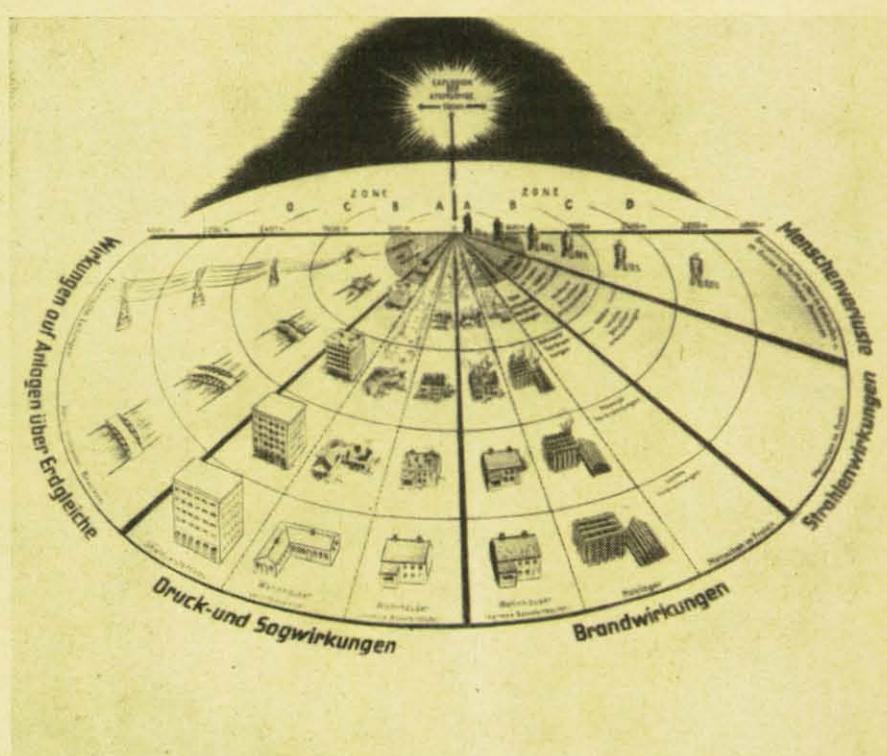
③ Ein Beispiel von vielen ist dieses Haus. So berichtete der große Bruder Paul-Werners seinen Arbeitskameraden. Er war damals als Melder eingesetzt. Doch dieses Bild hatte er sich aufgehoben. Mitten in einem größeren Trümmerfeld stand dieses Haus lange Zeit. Ein Beweis davon, was ein mutiger Einsatz der Selbstschutzkräfte damals vermocht hat.



⑩ Wenn es am Wochenende gilt, den PKW zu reinigen, dann ist auch die alte Einstellspritze mit dabei. Ihr fünf Meter langer Schlauch ermöglicht es, die Wagenwäsche fachgerecht vorzunehmen. Sollte es aber im Hause wirklich einmal brennen, dann wird sie als Löschgerät wiederum genauso ihren guten Dienst tun, wie das in früheren Zeiten oftmals der Fall war.



④ Auch ein Dokument aus vergangenen Tagen. Dieser Ort wurde von schweren Luftangriffen betroffen. Soweit es sich nur um Brandbomben handelte und noch genügend Löschwasser zur Verfügung stand, gaben die Selbstschutzkräfte den Kampf gegen die zerstörenden Gewalten nicht auf. Ihre Belohnung war die Erhaltung ihrer Wohnungen.



Die Schadenszonen werden wesentlich größer sein, wenn es einmal zum Einsatz atomarer Waffen kommen sollte. Aber auch dann wird es genauso wie in der Vergangenheit bestimmte Randzonen geben, in denen Menschen und Sachwerte noch zu retten sein werden. Es wäre töricht, wollte man diese Möglichkeiten nicht ergreifen. Großbrände können immer nur dadurch entstehen, daß eine Anzahl kleinerer Entstehungsbrände unbeachtet blieben. Das zu verhüten ist Aufgabe des Selbstschutzes und der Kräfte des erweiterten Selbstschutzes.



⑤ Jene alte Einstellspritze gehört aber heute noch lange nicht zum alten Eisen. Man hat sie inzwischen gründlichst überholt, und als Spielzeug betrachten die Jungen sie schon lange nicht mehr. Denn daß sie sehr viel erlebt hat und daß sie auch noch heute etwas zu leisten vermag, darüber staunt Paul-Werner immer wieder aufs neue. Im Frühjahr dient sie nunmehr als Gartenspritze. Was an ihr erneuert wurde, war lediglich der Schlauch.

An alle Helfer und Förderer des BLSV

Lieber BLSV-Helfer!

Wir möchten Ihnen mit dieser Mitteilung eine kleine Freude bereiten. Als Anerkennung für Ihre bisherigen Bemühungen für den BLSV erhalten Sie ab 1. Januar 1957 die Ausgabe A der ZB-Illustrierten kostenlos durch die Post zugestellt.

Dieser als Weihnachtsgeschenk gedachte Freibezug soll für Sie ein Ansporn sein, recht bald auch uns einen Wunsch zu erfüllen und dem BLSV bis zum 31. März 1957 zwei neue Förderer oder Helfer zuzuführen.

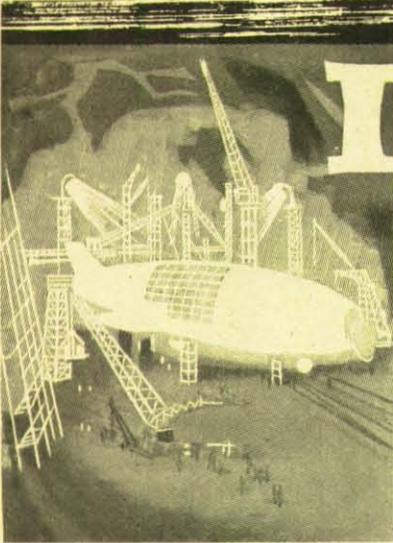
Um Ihre Bemühungen zu erleichtern, ermächtigen wir Sie, den von Ihnen zu werbenden beiden neuen Helfern oder Förderern einen kostenlosen Freibezug der ZB-Illustrierten für die Dauer eines halben Jahres zuzusichern; denn die notwendige verstärkte Helferwerbung soll durch diese Freilienerung der ZB-Illustrierten belohnt werden. Gerade im Hinblick auf die politischen Ereignisse der vergangenen Wochen ist die regelmäßige Lektüre unserer Zeitschrift dringend geboten, da jede Nummer eine zum Herausnehmen und Abheften bestimmte Beilage enthält, die besonders auch an die Selbstschutz-Probleme heranführt. Dieses Beiblatt wird jedem Helfer einen laudenden Kontakt zur Thematik des zivilen Bevölkerungsschutzes ermöglichen und ihn ständig über seine eigentlichen Aufgaben informieren.

Wir dürfen wohl gewiß sein, daß auch Sie weiterhin die Bestrebungen des BLSV unterstützen. Jedentfalls danken wir Ihnen für Ihre bisherige Mitarbeit.

Vergessen Sie nicht: Niemand ist schutzlos, der die Ratschläge des Bundes-Luftschutzverbandes beherzigt. Aber ohne Helfer — keine Schlagkraft!

Es wünscht Ihnen mit freundlichen Grüßen ein schönes Weihnachtstfest

Ihre ZB.



DER TAG NULL

Ein Reportage-Roman aus der Welt von morgen • Von Claus Eigg

Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag • Berlin

5. Fortsetzung

Sehr bald wurde spürbar, daß die Seine Seite des Raumschiffes, die der Sonne zugewandt war, glühend heiß wurde, während die andere, die dem Einfluß des temperaturlosen Weltraumes unterlag, mit allen Eigenschaften der Metalle bei Annäherung an den absoluten Nullpunkt reagierte. Soweit es die äußersten Schichten anlangte, war das infolge der erwünschten Supraleitfähigkeit in Ordnung. Nur die Innentemperatur des Raumschiffes durfte nicht darunter leiden. Ein System von Ableitungs- und Verteilerrohren entlang den Innenwänden sorgte denn auch für einen Ausgleich in der Form, daß die Temperaturen allgemein auf 20 Grad über Null gehalten wurden.

Alle waren bei bester, wundervoller Laune. Birger Mundus verließ jetzt den Führerstand, begab sich in die winzige für ihn vorgesehene Kabine und machte die ersten Eintragungen in das Bordbuch. Da ereignete sich etwas Unerwartetes.

Die lauten, lustigen Stimmen der Männer, die deutlich bis zu Mundus in die Kabine drangen, nahmen plötzlich einen erregten und ärgerlichen Klang an. Sofort ließ Mundus alles liegen und sprang auf. Auch die geringste Unregelmäßigkeit konnte sich hier verhängnisvoll auswirken. Da war es nötig, schnell zur Stelle zu sein und bei Notwendigkeit einzugreifen.

Er trat in den schmalen Seitengang hinaus und sah schon Neitang und Dr. Martini auf sich zukommen. Vor sich her trieben sie mit nicht gerade zarten Puffen den rothaarigen Bob Miller, der reichlich zerzaust aussah und ein ziemlich unglückliches Gesicht machte.

Während der phlegmatischere Norman nichts sagte, zeigte sich der temperamentvollere Italiener sehr aufgebracht.

„Hier, sehen Sie sich das an, Herr Mundus“, brüllte er. „Ein blinder Passagier. Die erste unangenehme Überraschung!“

Auch Mundus, der den Jungen gut kannte, machte ein finsternes Gesicht. Zwar fiel ihm ein Stein vom Herzen, daß nichts Schlimmeres passiert war, trotzdem brachte ihnen Bob nur Schwierigkeiten durch seine eigenmächtig befriedigte Abenteuerlust. Er war auf den Jungen ernstlich böse.

„Was, zum Donnerwetter, ist dir denn eingefallen? Wie bist du auf die verrückte Idee gekommen, dich hier an Bord zu schleichen?“

Maßregelungen durch die anderen wären Bob wohl nicht so wichtig gewesen, daß aber der verehrte Birger Mundus ihn so anschnauzte, brachte ihn doch aus dem Gleichgewicht.

„Ich — ich wollte doch so fürchtbar gern mit —“, stotterte er und war nahe daran zu weinen.

„So — nur weil du gern mitwolltest, schleichst du dich einfach an Bord! Hast du denn nicht gewußt, daß es hundert andere gab, die ebenfalls mit-

Der Tag Null, jener Tag, an dem das Weltraumschiff zur Reise auf den Mond startete, das Birger Mundus in der Einsamkeit der von ihm völlig umgeschaffenen Südpolgegend in aller Stille erbaut hatte, war endlich angebrochen. Neider aber hatten ihre Mineen gelegt. Es begann mit einem heimtückischen Anschlag auf „Nilheim“, die Stätte, an der Techniker, Piloten und viele andere für das Gelingen des großen Vorhabens arbeiteten. Und die Fahrt selbst sollte Überraschungen bringen, die sogar den gewiegten Reporter Douglas Norman in Bestürzung versetzten. Auch seine Kollegin Mabel Morena hatte schon bittere Kostproben von dem Können und der Kaltblütigkeit der Schurken bekommen, die den genialen Birger Mundus und seinen kühnen Flug zur Strecke bringen wollten. Bald nach dem Aufbruch zeigte sich, wie sie die Reise zu hintertreiben gedachten.

wollten? Wenn nur einige von diesen auf denselben Gedanken verfallen wären, hätte ich niemals starten können. Was sollen wir mit dir nun machen? Unsere ganze Verpflegung, sämtliche Schutzeinrichtungen sind für neun Mann bestimmt. Siehst du nicht ein, daß du uns allen einen bösen Streich gespielt hast?“

„Das habe ich doch alles nicht gewußt!“ heulte Bob nun los.

„Wo haben Sie ihn gefunden?“ fragte Mundus die Männer.

„Unter der Bank zwischen den Heizungsrohren hatte er sich verkrochen“, erklärte Dr. Martini. „Anschließend ist es ihm zu heiß geworden. Er hat sogar schon Verbrennungen, die ich sofort behandeln muß!“

Mundus wandte sich wieder an den Jungen.

„Hör auf zu heulen, damit ist jetzt niemandem zu helfen. Wann war das?“

„Als — als alle das Raumschiff besichtigen durften.“

Mundus wurde ruhiger. „Sehen Sie, meine Herren, das war doch ein Fehler. Ich hätte den Wunsch nach Besichtigung nicht berücksichtigen dürfen. Hoffentlich bleibt es bei dieser einen Überraschung. Ich hätte Lust, das ganze Schiff absuchen zu lassen!“

Bob merkte die Beruhigung und war sofort ganz bei der Sache.

„Ein Inder steckte ein Paket zwischen die Röhren!“ sagte er wichtig.

Die drei Männer sahen einander befremdet an. Blitzartig stieg eine furchtbare Ahnung in Mundus auf. Wie auf Verabredung drehten sie sich ruckartig um und eilten zu der Stelle, an der Bob Miller gelegen hatte. Mundus warf sich zu Boden und faßte, ohne Rücksicht darauf, daß die Röhren heiß waren, mit der Hand dazwischen und tastete den Boden ab. Gleich darauf hielt er den kleinen kastenförmigen Gegenstand in der Hand, den Tex Leuwenhout dort untergeschoben hatte.

Zehn Sekunden der Prüfung genügte, und Mundus wußte, daß er eine Sprengladung in der Hand hielt, die zu den gefährlichsten gehörte, welche es zur Zeit auf der Welt gab. Sie war deshalb so besonders heimtückisch, weil es nicht möglich war, den Zünder einfach zu entfernen und dadurch die Sprengung zu verhindern. Einmal in Gang gesetzt, war die Explosion, auch dann, wenn sie auf Zeit berechnet war, nicht mehr aufzuhalten. Die einzige Möglichkeit, dem Verderben zu entkommen, lag darin, sich der Höllenmaschine zu entledigen, sie also zu entfernen.

Aber das war hier im Weltraum nicht möglich. Es konnte keine Luke geöffnet werden, ohne daß das für alle

den sofortigen Tod bedeutet hätte. Wie eine riesige Saugpumpe würde der leere Raum sofort die gesamte Luft herausziehen und durch Vereisen aller Inneneinrichtungen das Arbeiten der hochkomplizierten Apparaturen lähmen.

Selbst aufs äußerste erschrocken, hielt Mundus den Tod in der Hand und wechselte vielsagende Blicke mit den beiden Männern, die blaß geworden waren. Was hier vorlag, wie und durch welche Schurkentat es glücken konnte, die Sprengladung einzuschmuggeln, war im Augenblick Nebensache. Hier mußte gehandelt werden. Und zwar schnell!

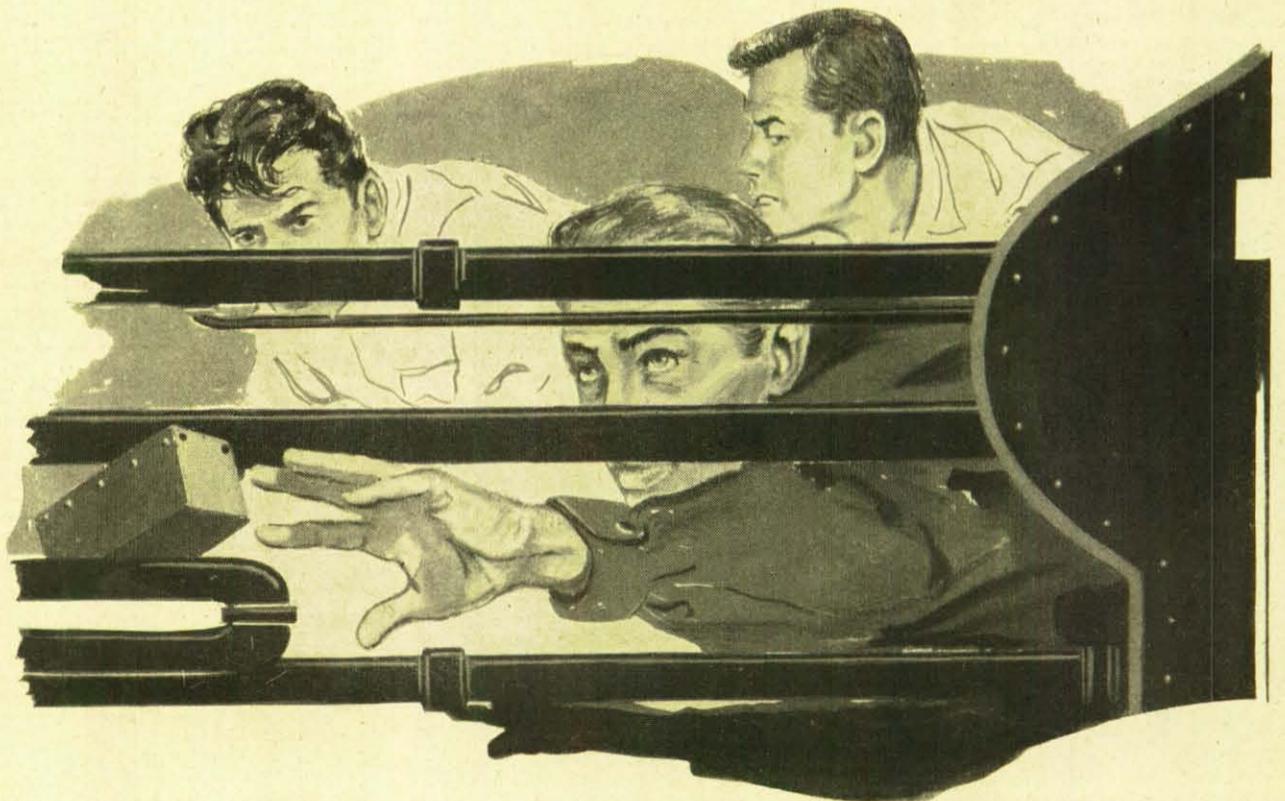
Mit mächtigen Sprüngen fetzte Mundus den Gang entlang zur Führerkabine und brüllte zu Walter hinein: „Kurs zurück zur Erde!“

Walter gehorchte sofort, ohne zu fragen. Er hätte auch keine Antwort mehr bekommen, denn Mundus war schon wieder verschwunden und sprang förmlich zum Triebwerk zurück, wo Dr. Wieland mit Rasmussen das Arbeiten der Raketensätze überwachte.

„Wieland, alles an Zusatzkraft freimachen, was möglich ist. Wir müssen zurück! Und vorläufig keine Bremsraketen!“

Mehr sagte er nicht. Bei einem Abenteuer so großer Art wie einem Flug in den Weltraum gab es bei Befehlen auch nichts zu fragen, sondern nur unverzügliches und blindes Gehorchen.

Das Wenden des Raumschiffes wurde kaum bemerkt, da ein Gefühl für die Fortbewegung in solcher Entfernung von der Erde nicht mehr vorhanden war. Der Pilot Walter war der einzige, dem es sinfälliger wurde, weil er langsam den Mond aus der Blickrichtung verschwinden sah. Dann kreiste ein



Mundus wußte: Hier konnte nur Entschlossenheit Rettung bringen! Er krampfte sich mit der Linken an einer Verstrebung fest, warf sich zu Boden und faßte beherzt nach dem Kasten mit der Sprengladung ohne Rücksicht darauf, daß die Röhren heiß waren. Wenn der Griff glückte und wenn es gelang, das Ding abzuwerfen, war die Mannschaft dem tückischen Anschlag des Gegners entgangen.

ungeheures Gewimmel von Sternen vor dem Bugfenster, und endlich tauchte der riesengroß erscheinende Erdball auf. Das Raumschiff hatte einen gewaltigen Bogen geschlagen und flog jetzt wieder zur Erde zurück.

Der bisherige Flug hatte fünf Stunden gedauert. Durch Erhöhung der Geschwindigkeit mußte es möglich sein, den Rückweg zeitlich abzukürzen. Aber mehr als 40 000 Kilometer konnte das Raumschiff aus eigener Kraft nicht leisten. Natürlich bestand die Möglichkeit, sich bei weiterer Annäherung an den Erdball einfach der Schwerkraft zu überlassen und wie ein Stein, wie ein Meteor, darauf zuzusausen. Das war aber sehr gefähr-

wieder sein Ohr an die Bombe, wie er es schon einige Male vorher getan hatte. Es war ihm, als ob er ein leises Zischen vernähme. Der Augenblick der Explosion mußte nahe sein. Zwar konnte auch der Flug bei ständig sinkender Geschwindigkeit nur noch etwa eine Viertelstunde dauern, aber es war doch dringend notwendig, sich schon in den obersten Luftschichten der Sprengladung zu entledigen. Da die Luft dort noch sehr dünn war und der plötzliche Wechsel zwischen normaler Innenluft und dünner Außenatmosphäre bei einem Öffnen der Tür Atemnot und Blutstürze zur Folge haben konnte, befahl er Dr. Martini, für alle Mann Schutzkappen mit Sauerstoff-

In erster Linie Frau

„Flintenweiber“ wird es in den USA niemals geben. Eindringlich hat das Pentagon noch einmal deutlich gemacht, daß Amerikas Frauen nicht zum Kämpfen da sind. Dieser traditionelle Grundsatz bleibt weiterhin gültig, wenn auch die Russen oder die Israelis ihre Frauen am Gewehr ausbilden.

„Unterricht an Feuerwaffen gehört nicht zur Grundausbildung unserer Wehrhelferinnen“, erklärte Oberst Irene Galloway, die Chefin des WAC, des Women's Army Corps. „Der Hauptzweck des Korps liegt darin, dem Heer die besonderen Fähigkeiten freiwilliger Frauen für Aufgaben außerhalb des Kampfes zur Verfügung zu stellen. Die Frauen sind nicht für Aufgaben bestimmt, die für das amerikanische Volk kulturell unannehmbar sind oder die jenseits der körperlichen Fähigkeit einer normalen Frau liegen.“

lich, weil der Reibungswiderstand der Lufthülle, in die man später hineinschoß, so groß sein konnte, daß die Metallwände ins Glühen gerieten. Auch die Möglichkeit, das Schiff rechtzeitig abfangen, also bremsen zu können, gab man damit aus der Hand. Und stürzte man ins Meer oder zerschellte irgendwo am Boden, war das Ende ebenso gewiß.

Zu allem Unglück wußte man auch nicht, auf welche Zeit der Zünder eingestellt war. Und feststellen ließ sich das nicht. So bestand ein Zwang zu diesem Wettlauf mit dem Tode. Man hatte nur die eine Chance, die Lufthülle der Erde zu erreichen, bevor die Bombe kreperte.

Mundus setzte jetzt nacheinander die gesamte Besatzung von dem Grund der Umkehr in Kenntnis. Erschrocken, aber gefaßt fand sich jeder mit dieser ungeheuerlichen Schurkerei ab. Es war still geworden im Innern des Raumschiffes.

Die Bombe lag harmlos auf dem Boden der kleinen Kabine. Mundus setzte sich kaltblütig daneben und beobachtete lediglich den Entfernungsmesser, der ihm anzeigte, wann es Zeit zu weiterem Handeln wurde. Scheu in eine Ecke geduckt, saß Bob Miller und starrte unbeweglich auf den großen Mann, von dem er gefühlsmäßig noch Rettung erhoffte.

Mundus schaute auf ihn mit milderen Blicken. Dieser kleine, rothaarige Bengel erschien ihm gar nicht mehr als scheltenswürdig, sondern als Glücksbringer. Denn wenn hier noch einmal eine glückliche Wendung eintrat, eine Rettung möglich wurde, war das einzig und allein dem wilden Wagemut dieses Jungen zuzuschreiben. Wer wäre ohne ihn auf den Gedanken gekommen, nach einer Bombe zu suchen?

Ziemlich schnell geriet das Raumschiff unter den Einfluß der allmächtig werdenden Schwerkraft. Die Geschwindigkeit hatte die eigene Leistungsgrenze längst überschritten und drohte Werte anzunehmen, die nicht mehr zu verantworten waren. Auch der steigende Blutdruck, ein unangenehmes Flimmern und heftiger Kopfschmerz mahnten zur Vorsicht.

Schweren Herzens erließ Mundus an Dr. Wieland die Weisung, nunmehr Bremsraketen einzusetzen. Auf keinen Fall durfte die Erdhülle mit mehr als 5000 Stundenkilometern angefliegen werden. Aber der Sturzflug, dem man sich einige Zeit hingegeben hatte, war ein großer Helfer gewesen. Nur ein Bruchteil der Hinflugzeit war nötig gewesen, um den größten Teil des Rückweges zu bewältigen.

Zweitausend Kilometer über dem südpolaren Festland legte Mundus

geräten auszugeben. Zwei Minuten später stülpte sich jeder, auch Bob Miller, eine Atemkappe über den Kopf und war bereit.

Man hatte indessen eine Höhe von 1000 Kilometer über dem Erdboden erreicht. Die Lufthülle beginnt aber erst bei 400 Kilometern. Das Zischen der Bombe war jetzt sehr deutlich zu hören und wurde ständig stärker.

Die Fluggeschwindigkeit sank rapid. Die Höhe nahm ab. Jetzt waren es 800, kurz darauf 600 Kilometer.

Da stand Birger Mundus endgültig auf, nahm die Bombe unter den Arm und merkte, daß sie heiß wurde. Es waren ungemütliche Augenblicke mit dem Höllengeschenk so nahe am Körper. Jede Sekunde konnte es explodieren und ihn in Stücke reißen. Aber einige Meter mehr oder weniger Erdnähe hätten ja am Endeffekt nichts mehr geändert. Aus diesem Grund war sein Gleichmut, den er zur Schau trug, nicht gespielt, sondern letzte Äußerung glasklarer Vernunft.

Er stellte sich neben der Eingangstür auf, die immer noch fest verschlossen war und nur auf einen Hebeldruck vom Führerstand aus geöffnet werden konnte. Alle anderen mit Ausnahme von Walter und Wieland standen in seiner Nähe. Norman hatte sich am Ende des Ganges mit einem Bein im

Die Wissenschaft rückt dem Mond zu Leibe

In den USA ist ein Projekt ausgearbeitet worden, das eine Rakete vorsieht, die mit wissenschaftlichen Instrumenten beladen zum Mond geschossen werden soll. Es handelt sich dabei um eine sogenannte Dreistufen-Rakete, deren Eigengewicht einschließlich Treibstoff für den Start, die Fahrt und die Landung 450 Tonnen betragen werde. Sie könne wissenschaftliches Gepäck im Gesamtgewicht von etwa 25 kg mit sich führen. Die technischen Voraussetzungen für die Realisierung des Planes sind bereits gegeben, doch ist seine Finanzierung noch nicht gesichert. Ein ähnliches Unternehmen erwägt auch die UdSSR.

Führerstand postiert, um Übermittler des notwendigen Zeichens zum Öffnen zu werden.

Endlich stand der Höhenmesser auf 400 Kilometer. Die ersten Anzeichen der irdischen Lufthülle machten sich bemerkbar. Alle starrten auf Mundus, der einen letzten Blick auf den Höhenmesser warf.

350 Kilometer!
Hier nahm Mundus die Sprengladung wie einen Ziegelstein in die Hand, krampfte sich mit der Linken an einer Verstrebung fest und nickte

Freude haben - Kosten sparen

BMW Isetta fahren!



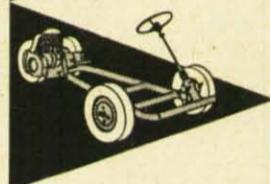
... innen groß

Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind. Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein

Parkt auf etwa 1/2 Autofläche. Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



... fahrsicher

weil auf 4 Rädern, mit starkem Stahlrohrfahrgerüst. Tür schließt lautlos zuverlässig.



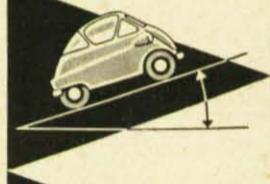
... allseitig geschlossen

daher wetterfest, doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch

für jedermann, jeden Beruf, jeden Weg, jedes Wetter. Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust

wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor. Höchstgeschwindigkeit 85 km st. Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich

Jährliche Steuer DM 44,- (weniger als ein Großstadt-Dackel!) Normverbrauch 3,3 Liter / 100 km.



Isetta Standard 57

Preis DM **2490,-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt, erfüllt das Motocoupé BMW Isetta allen - beruflich und privat.



Isetta

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

Norman zu. Dieser gab den Wink im selben Zug weiter. Sofort wurden die jetzt auch überflüssig werdenden Meteorenschutzpropeller abgestellt und eingezogen, und die schmale Eingangstür flog mit einem Ruck auf. Mit lässiger Bewegung, so als ob er ein Stück Schmutz auf den Kehricht würde, beförderte Mundus die Bombe hinaus.

Trotzdem wäre es beinahe noch zur Katastrophe gekommen, denn der innere Luftdruck war so stark, daß er die Männer gegen die Wände drückte und drohte, Mundus nach außen zu schleudern. Aber auch damit hatte er gerechnet und sich an der Verstreubung neben der Tür festgeklammert. Eine Sekunde lang schien es, als ob er zwischen Erde und Himmel schwebte, dann zog er sich mit Aufbietung aller Kraft in das Innere zurück, die Tür schloß sich im richtigen Augenblick, und die Gefahr war beseitigt.

Das letzte, was sie durch den sich schließenden Spalt sahen, war ein Feuerblitz weit ab vom Raumschiff. Anscheinend hatten sie das Rennen mit dem Tode um zehn Sekunden gewonnen!

Jeder wußte nun, was er zu tun hatte. Schlagartig setzte die Sorge um eine gute Landung ein. Bremsraketen stoben durch die Düsen und drosselten die immer noch zu hohe Geschwindigkeit.

Die Atemmasken konnten sie erst in 3000 Meter Höhe abnehmen, da die stark verdünnte Luft sich als nicht atembare erwies. Sie mußte erst durch zugeführte Frischluft der Atmosphäre erneuert werden.

Längst umging sie wieder die nahezu vertraut anmutende Polarnacht der Antarktis. Die Funkverbindung mit dem Nifflheim klappte, und nach einem Flug von knapp sieben Stunden landete das Raumschiff glatt und unbeschädigt auf der Rollbahn der Oase.

Der Flug zum Mond aber war mißlungen!

Die überraschend frühe Rückkehr hatte im Nifflheim eine Aufregung sondergleichen hervorgerufen. Zwar tröstete alle die glückliche Heimkehr, aber die Erbitterung über den gemeinen Anschlag war ungewöhnlich groß.

Erst vor einer Stunde waren die Stratosphärenflugzeuge zurückgekommen, die sich zur Verfolgung der von jenem geheimnisvollen Inder gestohlenen Maschine aufgemacht hatten. Man war ihm bis an das bolivianische Hochland gefolgt, hatte ihn dann jedoch aus den Augen verloren. Es war nicht einmal sicher, ob er nicht unbemerkt eine Zwischenlandung gemacht hatte.

Frank Eigbrecht, der die Verfolgung geleitet hatte, schäumte vor Wut.

Als einer der Stellvertreter des abwesenden Birger Mundus fühlte er sich verantwortlich für das, was geschehen war. Als er nun noch von dem gleichzeitigen Anschlag auf das Raum-



Ohne Worte

schiff erfuhr, tobte er von neuem los. Keiner aus seiner Umgebung konnte sich besinnen, jemals einen so wütenden Menschen gesehen zu haben. Erst dem zauberhaften Charme Barbara Keanharts gelang es schließlich, in sanft-energischer Eindringlichkeit die seelische Verkrampfung Eigbrechts zu lösen. Aber alle verstanden ihn. Das, was geschehen war, war ungeheuerlich!

Trotz der Anstrengung des Weltraumflugs berief Mundus sofort eine Besprechung seines engeren Stabes im Turmhaus ein. Immerhin waren es an fünfzig Menschen, die den Arbeitsraum im siedenden Stockwerk und mehr oder weniger erregt durcheinandersprachen. Auf erstes Anse-

hen hin lag ein Verdacht gegen Mabel Morena und die indische Kolonie nahe. Norman setzte sich zwar mit Feuereifer für seine Kollegin ein, und jeder war auch gern bereit, ihm ihre Unschuld zu glauben, das klärte aber nicht den Tatbestand.

Bis schließlich eine Abordnung der Indier kam. Diese hatten sofort ihre gesamte Kolonie bis in den kleinsten Winkel auf gestohlene Kleider hin durchstöbert und die im Turm des Tempels zurückgelassenen Sachen Leuwenhouts gefunden.

Mit Sicherheit konnten Norman und Walter die Sachen als Leuwenhout gehörig identifizieren. Nun wurden die Zusammenhänge schon durchsichtiger.

Friedliche Briefftauben und die H-Bombe

Die Briefftauben, sonst wegen ihres untrüglichen Ortssinnes fast sprichwörtlich berühmt, scheinen es sich neuerdings anders überlegt zu haben. Jedenfalls läßt sich die züchterische Abnahme ihres Orientierungssinnes feststellen.

Die Jahre nehmen geradezu haarsträubende Verhältnisse an, die sich beim besten Willen nicht erklären lassen. Ein Taubenzüchter-Verein aus Phoenix im US-Staate Arizona mußte alle Veranstaltungen absagen, weil er zu viele Tauben eingebüßt hatte. Erst kürzlich hatte er 56 Vögel starten lassen, und keiner war heimgekehrt. Im nahen Tucson erging es einem Klub nicht besser. Die Mitglieder reisten mit 109 bewährten Briefftauben nach dem etwa 200 km entfernten Lordsburg und ließen die Vögel dort zum Heimflug aufsteigen. Sie erwarteten, daß mindestens 95 der Tauben das Ziel erreichen würden. Aber nur fünf trafen in Tucson ein. Von den übrigen fehlt bis heute jede Spur.

Ein New Yorker Verein schickte rund tausend Tauben auf die Reise und behielt von ihnen nicht einmal hundert. Aus derselben Stadt meldet ein anderer Klub: von 230 Tauben nur neun zurückgekehrt. In New Jersey starteten hundert gefiederte Boten, nur zwei kamen wieder zu Hause an. Fast genau so große Verluste bucht man in Pennsylvania, Kalifornien und Colorado. Nur einige wenige amerikanische Landschaften scheinen noch gefahrlos für den Briefftaubentransport zu sein.

Im Raum von Phoenix vermutet man, daß der Raketen-Versuchsplatz White Sands eine Rolle spielen könnte. Natürlich werden auch die Wasserstoffbomben-Versuche mit ihren radioaktiven Nebenprodukten angeschuldigt, ebenso die Fernsehwellen und die Radarstrahlen. Schließlich bleibt noch der Verdacht, gewisse amerikanische Forschungsstätten könnten mit neuartigen Versuchen die gesamten Luftströmungen usw. durcheinanderbringen.

wengleich es auch immer noch rätselhaft war, wie jener Mann überhaupt lebte und sich wochenlang hier aufhalten konnte.

In bezug auf die Reporterin blieb nur der logische Schluß, daß Leuwenhout, dessen Neigung für Mabel bekannt war, sie betäubt und entführt hatte.

Aber wohin entführt?

Nun, darüber wurde man sich schnell klar. Leuwenhout gehörte ohne Zweifel zu den Leuten von Viktor Borries und mußte daher in jener Geheimstadt Ypsilon gesucht werden, in die er sich bestimmt geflüchtet hatte.

Es erhob sich nun die Frage, ob dem mißglückten Flug zum Mond sofort ein zweiter Flug folgen sollte, oder ob eine Aktion gegen Borries dringlicher war.

Zur unendlichen Erleichterung von Norman und Eigbrecht entschied sich Mundus schnell dafür, erst einmal Ordnung in seinen irdischen Verhältnissen zu schaffen.

„Ich wollte Borries in Ruhe lassen. Seine ständigen Mückenstiche hätte ich ertragen können. Jetzt aber wird es mir zu bunt. Irgendwo hört der Spaß auf. Außerdem gehört Fräulein Morena hierher und nicht nach Ypsilon. Glücklicherweise habe ich sehr gute Anhaltspunkte, wo diese Geheimstadt liegt. Davon, meine Herren, werden wir nun mal ein wenig Gebrauch machen.“

Norman war von zwiespältigen Gefühlen bewegt. So sehr er sich dagegen sträubte, Mabel einer Arglist fähig zu halten, so wenig konnte er sich eines anderen Mißgefühls erwehren. Wie nun, wenn der waghalsige Tex Leuwenhout ihr mit seiner Tollkühnheit imponiert hatte? Frauen sehen im Manne gern den Helden — und Wagemut konnte man Leuwenhout wirklich nicht absprechen. Unter Qualen stellte dem Einfluß des „Helden“ ausgesetzt war. Immer mehr bereute er, dem Mädchen nicht rechtzeitig seine Neigung offenbart zu haben. Ob er jemals eine Gelegenheit dazu erhalten würde?

Fürs erste aber waren andere Dinge wichtiger — für ihn wie für die anderen.

★

Besuch in San Juan

Man sagt, daß der moderne und immer schneller werdende Weltverkehr die Erde kleiner mache. Doch ist nichts falscher als diese Behauptung. Je schneller Flugzeuge und Riesenschiffe, elektrische Luxuszüge und Rennautos über Kontinente, Meere, Schienen und Betonstraßen dahinhetzen, desto heimeliger und unbeobachteter bleibt die Welt am Rande dieser Straßen, und schon gar das Hinterland, abseits der Hauptlinien, das in unserem Zeitalter

fallener Hütten und Häuschen näherete.

Es waren Birger Mundus, Michael Engel, Douglas Norman und Gerhard Walter. Der längste Teil ihres Weges bis Panama war in Flugzeugen eine Kleinigkeit gewesen. Länger dauerte es schon in Autos bis Guatemala und fünf Tage mit Maultieren bis nach San Juan. Außer ihnen waren zwanzig ausgesuchte Leute nach und nach in Guatemala zusammengezogen worden, die in kleineren Gruppen unter falscher Zielangabe alle in Richtung San Juan abgeritten waren und nun einen halben Tagesritt von hier unter Führung von Eigbrecht im Dschungel warteten. Ein großes Aufgebot großer Leute.

Nun, man hoffte, daß es sich lohnte. Ein Schlag gegen Viktor Borries war es wert.

Am Eingang des Dorfes wurden die Reiter von halbnackten, schmutzigen Kindern empfangen, die um den seltenen und fremden Besuch einen Höllenlärm aufbrachten.

Dadurch herbeigelockt, trat ein barfüßiger, mit Hemd, Hose und Strohhut bekleideter Indio unter sie und begrüßte die vier in gutem Spanisch.

„Wir wollen zum Alcalden, Señor!“ sagte Engel nach der ersten Begrüßung, nachdem ihn ein bestätigendes Kopfnicken Mundus' zum Wortführer ernannt hatte.

„Da werden Sie im Augenblick kein Glück haben, Señores“, erwiderte der Indio. „Er ist besoffen und wird vor heute abend kaum nüchtern zu kriegen sein. Vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

Trotz der unterwürfigen Haltung des Indios waren seine Worte rasch und bestimmt gesprochen worden. Die dunklen Augen unter dem schwarzen, tief in die Stirn hängenden Haar blitzten lebhaft und neugierig zu den Fremden auf. Namentlich die unfaßbare Sauberkeit des eleganten Schwarzhairigen mit den grauen Schläfen schien auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen.

Michael Engel war etwas verdutzt von der offenen und nicht erwarteten Antwort und wandte sich fragend zu Mundus um. Doch dieser hatte vor, möglichst im Hintergrund zu bleiben, und machte eine gleichgültige Handbewegung.

Engel fuhr daher fort: „Wir sind amerikanische Forschungsreisende. Es sollen Ruinen der alten Maya hier in der Nähe sein. Man hat uns in der Hauptstadt deshalb an den Alcalden verwiesen!“

Der Indio musterte sie kurz, aber eingehend und sagte ebenfalls fast gleichgültig: „Wenn die Regierung sich etwas davon verspricht, muß es



Skier mit Düsenantrieb

geschehen. Steigen Sie doch zunächst in unserem Gran-Hotel ab!“

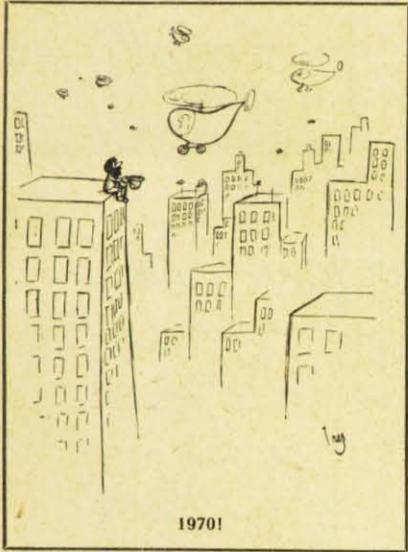
Ohne eine Einwilligung abzuwarten, wies er mit einladender Geste auf die Dorfgasse und ging den langsam nachfolgenden Reitern voraus.

Bereits nach zweihundert Schritten, hindurch zwischen malerisch zerfallenen Eingeborenenhäuschen, blieb er vor einer elenden Bretterbude stehen, über deren Eingang tatsächlich ein Schild mit der verwitterten Aufschrift „Gran-Hotel“ zu lesen war. Einige in die Erde gerammte Pfosten dienten wahrscheinlich dazu, Pferde oder Maulesel anzubinden. Ein Auto hatte dieses Dorf bestimmt zeit seines Bestehens noch nicht gesehen.

Die Männer blickten mit ironisch-kritischen Augen auf das sehr wenig einladende Gebäude.

„Sie sind Besseres gewöhnt, Señores, nicht wahr?“ fragte der Indio, und deutlicher Spottklang in seiner Stimme mit. „Aber Sie sind hier in Guatemala, nicht in New York, oder — wo kommen Sie sonst her?“

„Wir kommen aus Berlin!“ mischte sich da Birger Mundus ein. Er war ein zu guter Menschenkenner, um es nicht für ratsam zu halten, diesen Indianer irreführen. Er sprang als erster aus dem Sattel.



„Das liegt doch in Deutschland!“ blitzte ihn der Indio aus schwarzen Augen an.

„Wie gut Sie Bescheid wissen, amigo mio“, sagte nun Mundus nicht ohne Spott. „Aber auch in Nordamerika gibt es neun Orte, die Berlin heißen. Sie dürfen also aussuchen.“

Damit wandte er sich ab und betrat das Gran-Hotel. Aber so etwas schien nicht ohne Gefahr zu sein. Denn kaum hatte er die ein wenig klemmende Tür aufgestoßen, als das darüberhängende morsche Holzschild heruntertauchte und hinter ihm auf dem Boden in mehrere Stücke auseinanderbrach.

Jetzt kletterten auch die anderen aus den Sätteln, banden ihre Maultiere an die dafür vorgesehenen Pfosten und schritten lachend über den soeben in den Staub gesunkenen letzten Glanz des Gran-Hotels von San Juan hinweg in das Innere.

Ein schmutziges, stinkendes und halbdunkles Loch, in dem es stickig heiß war, schien der Empfangs-, Gesellschafts-, Speise- und Wohnraum in einem zu sein. Einige Hängematten deuteten an, daß hier Gäste schlafen konnten, und das energische Schnarchen aus rauher Männerkehle, das aus einer Ecke hörbar wurde, bewies auch, daß dem so war.

„Da drüben liegt der Alcalde!“ sagte der miteingetretene Indio verächtlich und zeigte auf die zerlumpte Erscheinung am Fußboden, die schlief und schnarchte.

Gleich darauf knarrte eine nach hinten führende Tür, und eine stark geschminkte Eingeborene trat ein. Sie war jung, hübsch, mit Schmuck behängt, aber auch schmutzig und hehnhaf.

„Das ist die Frau Bürgermeister!“ meinte der Indio und hatte schon wesentlich mehr Respekt in der Stimme.

„Raus mit dir, Diaz!“ brüllte ihn auch schon die Frau des Alcalden an. Der so angeschnauzte Indio zuckte gleichgültig die Schultern, warf ihr einen ironischen Blick zu, stülpte aber seinen Strohhut auf den Kopf und ging.

Wie auf ein Stichwort zauberte die Frau nun ein Lächeln auf ihr Gesicht, als sie sich den Männern zuwandte. Sie entblöbte wundervoll weiße Zähne, aber auch die Mängel ihrer Schminkkunst. Der „Teint“ drohte abzuplatzen, was sie nicht ahnte. Wahrscheinlich lächelte sie nicht oft und zog eine keifflustige Gewaltherrschaft vor.

„Die Stadt San Juan ist erfreut, Ihren Besuch zu bekommen, Señores.

Ich führe hier die Regierung, wenn der da —“ damit wies sie auf den schlafenden Mann — mal betrunken ist. Das Hotel gehört uns. Seien Sie willkommen!“

Engel verneigte sich tief und sagte mit deutlich übertriebener Höflichkeit: „Es tut gut, o Señora, wenn man in der Fremde aus so schönem Munde so formvollendet begrüßt wird. Ich beglückwünsche eine Stadt wie San Juan, wenn die Regierungsgewalt in so zarten Händen liegt. Wir wollen zwei bis drei Tage hierbleiben und mieten hiermit Ihren wundervollen Palacio!“

„Señores, Sie sind Männer von Welt!“ Bei diesen Worten bröckelte nun endgültig die Schminke um die Mundwinkel ab. Dann versetzte sie mit graziöser Gebärde ihrem schnarchenden Ehemann einen Tritt in die Hüfte und rief in jenem Ton, der hier vermutlich ständig herrschte: „Steh auf, du Ferkel!“

„Lassen Sie das ‚Ferkel‘ ruhig hier!“ meinte Mundus jetzt unerschüttert. „Wir haben mit ihm zu sprechen!“

„Es gibt nichts, was Sie nicht auch mit mir besprechen könnten!“ lächelte die Frau.

Mundus machte eine elegante Verbeugung und sagte: „Trotzdem hat man mich an den Alcalden verwiesen und nicht an seine reizende Ehefrau!“

Die Worte klangen, obwohl sie lächelnd gesprochen wurden, so hart und bestimmt, daß es die merkwürdige Señora vorzog, mit mißglückt gleichgültiger Geste das Feld oder, besser gesagt, den schmutzigen Stall zu räumen.

Gleich darauf waren die Männer allein. Mundus verzog sein Gesicht zu einer ernsten Grimasse.

„Das sieht ja faul aus!“ sagte er halbblau mit einem Blick auf den betrunkenen Alcalden. „Das ist nun mein Vertrauensmann! Geben Sie ihm eine starke Spritze, Engel, damit er sich schnell erholt.“

Engel kramte sofort in ihrem Handgepäck und entnahm der Reiseapotheke ein Medikament, das Trunkenheit innerhalb weniger Minuten beseitigt. Er machte dem Mann eine Einspritzung, so daß man auf das Ergebnis warten konnte.

In der Zeit, in der der Alcalde aufwachte, sich dehnte, reckte und langsam zu sich kam, sattelten die Männer ihre Maulesel ab und brachten auch das umfangreiche Gepäck der Tragtiere in das Innere des „Hotels“. Jetzt zeigte es sich, daß der Alcalde von San Juan ein gar nicht so übler Mann war. Er war zwar unrasiert und bestimmt einige Tage lang nicht gewaschen, hatte aber kluge Augen und intelligenten Gesichtsschnitt. Vollkommen ernüchert, startete er verwundert auf die Ankömmlinge.

„Nun, Señor Ramirez, ahnen Sie, wer ich bin?“ fragte Mundus und blickte ein wenig spöttisch auf den merklich ernücherten Mann.

„Ich muß sehr betrunken gewesen sein, Señores, und bin noch nicht ganz im Bilde“, sagte Ramirez. Er blickte grübelnd auf den Frager.

„Dann muß ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen! Es war vor anderthalb Jahren, als Sie in Guatemala zum Alcalden von San Juan berufen wurden. Sie wollten zuerst nicht. Nachdem man ihnen bestimmte Zusammenhänge klargemacht hatte, sahen Sie es jedoch als Pflicht an. Man hat Sie darauf vorbereitet, daß Sie eines Tages den Besuch eines Mannes kriegen könnten, der sich Ihnen mit einem Stichwort, das in Ihrer Sprache unbekannt ist, legitimiert. Stimmt das?“

Es ging wie ein Blitz des Erkennens über das Gesicht des Alcalden. „Ja-wohl, es stimmt!“

„Das Stichwort ist ‚Niflheim‘!“

„Auch das ist richtig! Dann sind Sie — Birger Mundus?“

„Ja, ich bin es! Und ich bin sehr verwundert, Ramirez, Sie hier in einem Zustand zu sehen, der mir gar nicht gefällt. Man hatte Sie mir damals als sehr zuverlässig geschildert. Sie wußten, wie wichtig dieser Vorposten hier ist!“

Der Alcalde befand sich in einem Zustand großer Verlegenheit.

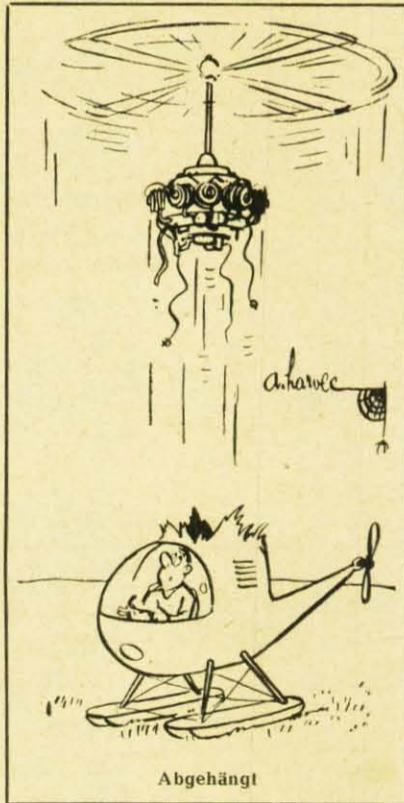
„Ich war das Stadtleben gewöhnt, Señor Mundus. Diese Weltabgeschiedenheit bekam mir nicht gut. Ich heiratete diese Eingeborene. Auch das war ein Fehler. Ich wußte es vorher, aber sie hat mich mit irgendwelchen geheimen Tränken herumgekiert. Die Weiber hier sind in solchen Dingen groß. Außerdem tat sie alles, um mich an den Alkohol zu gewöhnen — und nun —.“ Er brach ab.

Mundus lächelte etwas trübe. „Es spricht nicht gerade für Sie, Ramirez, wenn so eine kleine Hexe mit Ihnen machen kann, was sie will. Wenn Sie mich rechtzeitig auf Ihr drohendes Versagen aufmerksam gemacht hätten, wären Sie abgelöst worden. So baute ich darauf, daß hier ein ganzer Kerl sitzt, der doch mindestens in Jahresfrist etwas über die Geheimstadt Ypsilon in Erfahrung bringen würde!“

Ramirez seufzte erleichtert auf. „Ganz so unnützlich war ich denn doch nicht. Ich glaube, einiges zu wissen!“

„Dann berichten Sie!“ Während sich Douglas Norman auf einen Wink hin faul und schlaksig gegen den Türpfosten des Hoteleinganges lehnte und damit in Wirklichkeit Posten gegen ein Belauschwerden bezog, setzten sich die anderen nun mit dem Alcalden an den einzigen Tisch des Raumes. Dann berichtete der vollkommen nüchterne Mann.

„Ich habe unauffällig alles getan, um etwas herauszubekommen, Señor Mundus. Jenseits des Gebirgszuges, der unser Dorf gegen Norden abgrenzt, liegt eine ausgedehnte Urwaldwildnis, die sich bis tief nach Mexiko hinein erstreckt. Im Volksmund heißt sie hier der Zauberwald. Sie ist stark versumpft und verseucht. Fiebermücken, Raubkatzen, giftige Ameisen, Kaimane, Giftschlangen, nun eben alles, was solche Tropenwälder so unheimlich und undurchdringlich macht. Irgendwo tief im Innern gibt es nun bestimmt eine uralte Tempelstadt der Maya, die schon seit Jahrhunderten vom Urwald aufgefressen worden ist. Wenn es möglich war, hier überhaupt so eine Geheimstadt hinzusetzen, dann kann das nur auf dem Grund und Boden dieser alten Bauten geschehen sein. Einen Zugang von hier aus zu finden, scheint mir unmöglich. Man



könnte wochen- und monatelang suchen, ohne auch nur in die Nähe der Stadt zu kommen. Oder man läuft an ihr vorbei, ohne ihre Existenz zu ahnen. So ist es in solchen Urwäldern. Wenn es einen Zugang gibt, dann kann er nur von Norden, von Mexiko aus, bestehen. Aber der wird sicherlich geheimgehalten oder strengstens bewacht. — Das ist allerdings alles, was ich weiß!“

Mundus hatte ihn scharf beobachtet und erkannte, daß der Mann die Wahrheit sprach. Das heißt, er fügte nichts hinzu zu dem, was er wußte, und ließ auch nichts aus. Er grübelte einen Augenblick lang und sagte dann: „Das ist immerhin etwas. Ihre Gedanken sind einleuchtend und logisch. Gibt es oben auf dem Kamm des Gebirges Stellen, von denen aus man einen weiten Überblick über das Waldgebiet hat?“

„Ja, mehrere sogar. Ich kenne ein beinahe dreitausend Meter hoch liegendes Plateau, das diesen Anforderungen besonders gut genügt. Ich war vor einem halben Jahr oben!“



„Gut, dann werden Sie uns morgen hinführen. Für unser umfangreiches Gepäck benötigen wir noch eine Anzahl Maultiere oder, besser noch, indianische Träger. Dafür müssen Sie als Alcalde sorgen. Und noch eins, was Sie sich unbedingt merken müssen: Wir sind ganz harmlose amerikanische Archäologen, also Altertumsforscher, die es nur auf Mayatempel abgesehen haben. Je weniger Aufsehen wir erregen, desto besser!“

„Selbstverständlich, Señor Mundus! Ich mache alles, was Sie wollen!“

„Schön. Dann gehen Sie jetzt zu der Hintertür und vertreiben Sie Ihre Ehefrau, die mit dem Ohr an der Tür liegt und lauscht!“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte Ramirez zögernd. Es war ihm anzumerken, wie unangenehm ihm dieser Auftrag war.

„Ja, ich glaube wirklich!“ meinte Mundus jetzt energisch, blickte verächtlich auf den willenlosen Mann, erhob sich seinerseits und ging mit raschen, leisen Schritten zur Hintertür. Mit kurzem, hartem Ruck schob er sie nach außen auf und knallte sie prompt mit dumpfem Geräusch gegen den nach vorn gebeugten Kopf der Frau Bürgermeister, die mit einem lauten Aufschrei nach hinten taumelte.

„Oh, Señora, verzeihen Sie bitte!“ sagte er ironisch. „Ich kann nichts dafür, daß Holz härter ist als Ihr Kopf!“

Die Frau rieb sich die Stirn, warf ihm einen Blick zu, der Mundus sehr zu denken gab, und zischte wütend: „Sie sind kein Kavalier, Señor Mundus!“

Sie kannte seinen Namen, hatte also tatsächlich gelauscht. Noch dazu mit Erfolg. Nur eine Sekunde lang schwankte er. Diese Frau war gefährlich, das war ihm sofort klar. Sie war aber auch primitiv, halbwild und sicher bestechlich. Das gab für ihn als Menschenkenner den Ausschlag. Er zog seine Brieftasche hervor, entnahm ihr fünf Hundertdollarscheine und zeigte sie der Frau: „Wissen Sie, was das hier ist, Señora?“

Sofort war der Kopfschmerz vergessen. Sie richtete sich auf wie eine Raubkatze und versuchte, mit habgierig werdenden Augen die Scheine zu zählen.

„Sehr viel Geld!“ antwortete sie dann und blickte in heimlicher Hoffnung auf Mundus.

„Was würden Sie sagen, wenn das viele Geld Ihnen gehörte?“

„Oh, ich würde sagen, daß Sie doch ein Kavalier sind!“

„Das ist schon sehr schmeichelhaft, genügt mir aber nicht. Ich will, daß Sie nichts gesehen und vor allem nichts gehört haben!“ (Fortsetzung folgt)

die kleine



Konkurrenz

Von Arbeitslosigkeit bedroht sind Amerikas Fahrstuhlführer. Der vollautomatische Fahrstuhl ist ihre nicht zu schlagende Konkurrenz. Er hält nicht nur selbsttätig in den gewünschten Stockwerken, sondern sagt mit Magnetophonband-Stimme dazu: „Wir sind jetzt im x-ten Stock. Hier wollen Sie doch aussteigen!“



Knalleffekt

Das Ende der Welt befürchteten führende amerikanische Wissenschaftler von der ersten Atombomben-Detonation. Das plaudert Dr. Arthur Compton, der leitend an ihrer Herstellung beteiligt war, in dem Buch „Atomic Quest“ aus.

Nach seinem Bericht hat die von Dr. Robert Oppenheimer geführte Arbeitsgruppe ihn eines Morgens angerufen, weil sie auf eine erschreckende Hypothese gestoßen war. Nach ihren Überlegungen war es möglich, daß eine A-Bomben-Detonation den gesamten Stickstoff der Luft oder den gesamten Wasserstoff des Wassers in Flammen setze. Dr. Compton und seine Leute erklärten daraufhin, daß solche Bomben nicht hergestellt werden dürften, ehe nicht ein Gegenbeweis erbracht sei. Die Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet.

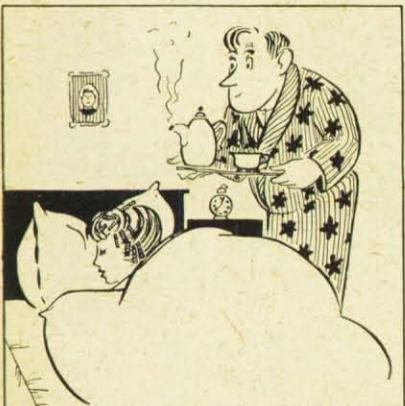
Kopferbrechen



60% aller Amerikaner leiden an Kopfschmerzen. Dr. Henry Ogden von der Staats-Universität Louisiana bringt die Häufigkeit des Kopfschmerzes mit dem Grade der Bildung in Zusammenhang — ungebildete Leute bleiben nach seiner Meinung von Kopfschmerz weitgehend verschont.

Grundverschieden

Der englische Schriftsteller Claud Cockburn behauptet, daß heutzutage die Frauen nicht mehr wegen des Geldes heiraten, sondern wegen der Fähigkeit eines Mannes, einer Frau das Leben leichter und angenehmer zu gestalten.



Das Heilmittel

Die beste Vorbeugung gegen geistige Umnachtung ist nach Ansicht der Londoner Psychiaterin Dr. Vera Norris die Ehe. Nach ihren Erfahrungen haben Jungfern und Junggesellen ein weitaus größeres Risiko, geisteskrank zu werden als Eheleute, auch sind ihre Aussichten auf Wiedergesundung schlechter.

Ein neues Erntegerät

Hubschrauber hat man in Georgia zur Beschleunigung der Nußernte eingesetzt. Sie blasen die Nüsse von den Bäumen, eine Erntemaschine saugt sie dann vom Boden auf.

Um Haaresbreite

„Wasserstoffbomben waren schon geschärft, als man die amerikanischen Streitkräfte infolge der sowjetischen Drohungen gegen Großbritannien und Frankreich in Alarmbereitschaft setzte. Es gab einen Augenblick, in dem die Herren im Kreml recht nahe daran wären, die Wirkung unserer strategischen Waffen zu spüren“, lautete vor kurzem eine Meldung der gut unterrichteten Washingtoner Zeitschrift „US, News and World Report“.

Rock'n-Roll-Opier

An einem elektrischen Schlag starb der 15jährige Martin Richie. Er hatte einen Laternenpfahl erklettert, um oben ein Bild des Rock'n-Roll-Sängers Elvis Presley anzubringen. Dabei muß er eine unisolierte Stelle berührt haben.

Ein Fehler

Ein Mailänder Selbstbedienungsladen mußte bald nach seiner Eröffnung wieder schließen. Die italienischen Hausfrauen bemängelten, daß er zu langweilig sei, weil man sich dort nicht mit Verkäufern über Preise und Qualität streiten könne.

Schönheitsspesen

Neuerdings verbraucht ein amerikanischer Durchschnittshaushalt im Jahr über 100 Mark allein für Toiletten-

artikel. 30% aller Frauen über 30 besuchen regelmäßig den Friseur und Schönheitssalons. „Eine Frau ohne Make-up ist nun mal wie ein Haus ohne Anstrich“, sagt dazu der berühmte New Yorker Friseur Michel.

Morgenstunde...

Für zu schnelles Arbeiten mußte der Milchmann Robert Thompson aus Omaha in Nebraska einen Dollar Strafe zahlen. Er hat in den Stadtrandsiedlungen die Milch so schnell ausgeliefert, daß er bei seinen städtischen Kunden schon vor 7 Uhr war, die das Geklapper seiner Kannen als „nächtliche Ruhestörung“ empfanden.

Briefgeheimnis

In den USA sollen jetzt auf Wunsch ganze Briefe als Bildtelegramme ihre Bestimmungsorte erreichen. Das geht zwar blitzschnell. Aber für Briefe, deren Inhalt geheim bleiben soll, dürfte diese Beförderungsart kaum in Frage kommen.

Finderfreuden

In Brescia fiel eine Kiste voll Pralinen von einem Lastwagen der städtischen Transport-AG. Tags darauf waren die Ärzte vollbeschäftigt: bei ihnen meldeten sich 39 Menschen, die über heftiges Leibweh klagten. Sie hatten sich am „Finden“ der Pralinen beteiligt, die allerdings Abführkonfekt waren, das dem Hospital in Tarent zugeordnet war.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



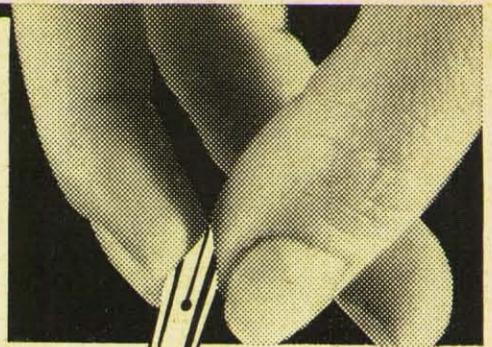
die kleine



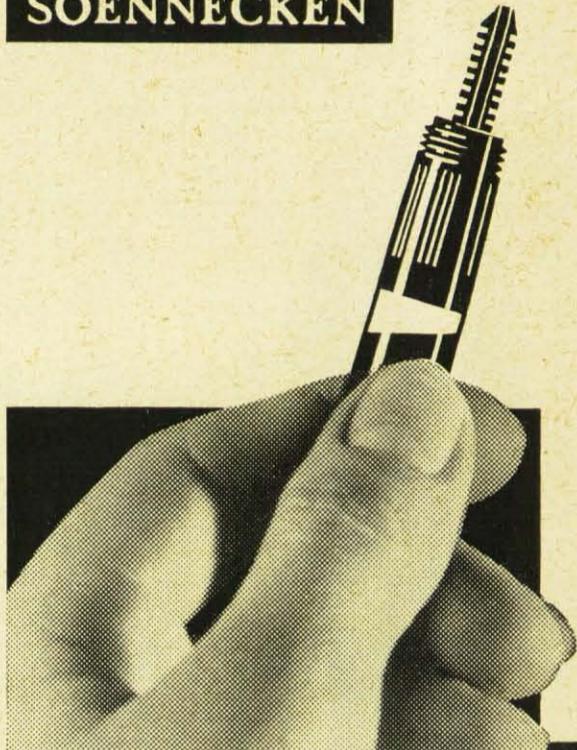
die kleine



Preis DM 6.50
Ersatzfeder S19, S4, S6
In allen
Fachgeschäften



SOENNECKEN



Der Schulfüller mit Aufsteckfeder



Schenken Sie wohlüberlegt - schenken Sie **VIEW-MASTER**

Sie können sicher sein, hiermit viel Freude zu bereiten: jeder ist über die farbigen und plastischen Szenen aus aller Welt begeistert, besonders Kinder. Und dann der niedrige Preis:

Formschönes, handliches Betrachtungsgerät DM 12,75
Bildscheibe mit 7 Farbbildpaaren DM 1,95

Schenken Sie wohlüberlegt - Schenken Sie **VIEW-MASTER**



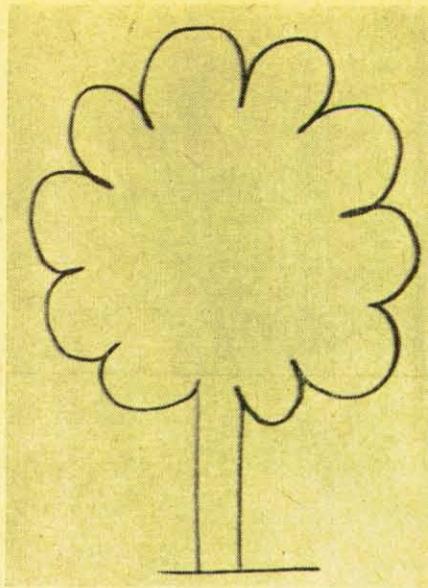
Illustrierter Prospekt beim Fachhändler oder:

VIEW-MASTER DEUTSCHLAND, DR. BAUERLE & CO. KG., MÜNCHEN 22/5

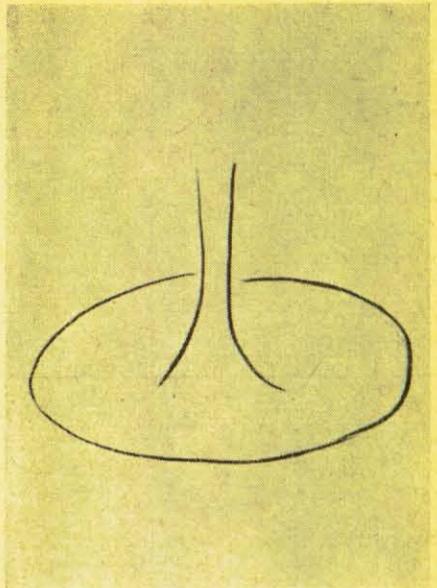


ZEICHNEN SIE EINEN BAUM

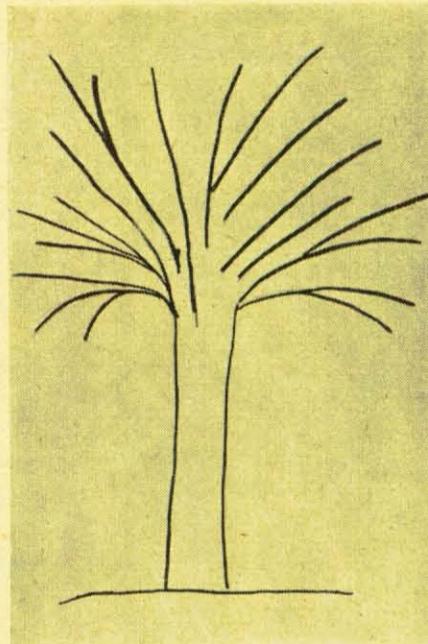
Es ist mehr als Spielerei



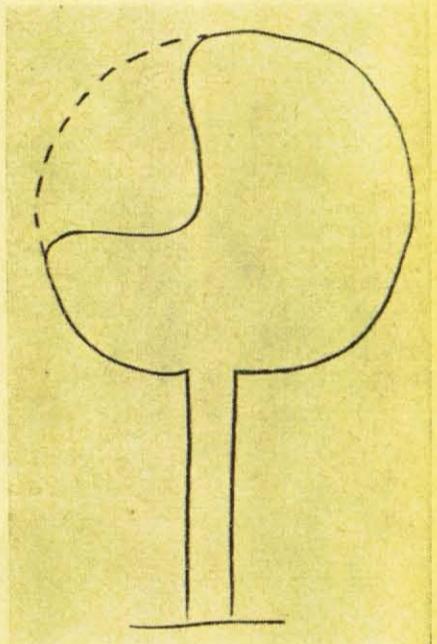
„Bitte, zeichnen Sie einen Baum!“, sagte der Nervenarzt zu einer jungen Patientin. „Was für einen Baum?“ fragte sie verwundert. „Ganz gleich, irgendeinen. Schmieren Sie ruhig drauflos. Ich werde es Ihnen dann gleich erklären.“ Das junge Mädchen malte. Für den erfahrenen Psychologen wirkt der spontan gezeichnete Baum als Bildschirm der Seele. Arkadenbildung in der Baumkrone weist auf sehr gute Umgangsformen hin.



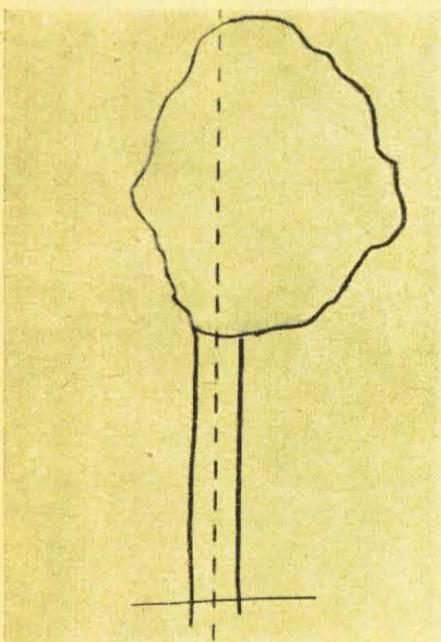
Die Form der Bodenlinie zeigt, wie der seelische Boden beschaffen ist, auf dem der Zeichner steht. Setzt er seinen Baum auf einen Hügel, so deutet er damit eine Isolierung von der übrigen Landschaft an, über die er sich zweifellos erheben will. Aber eine solche Zeichnung muß nicht Überheblichkeit ausdrücken. Oft kann eine um den Baum gezeichnete Insel das gleiche bedeuten.



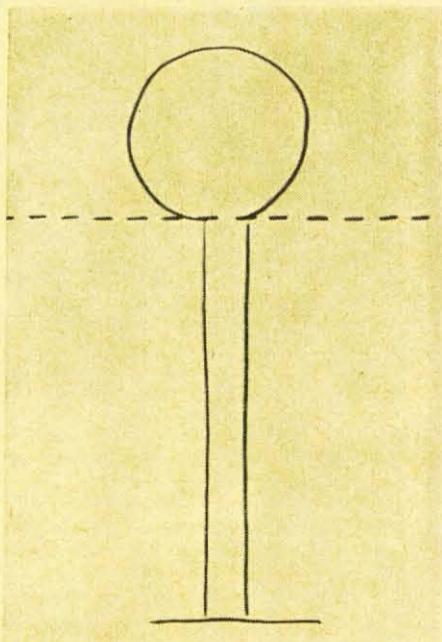
Sehr ausschlußreich ist für das geübte Auge des Fachmanns dieser „Strahlenbaum“. Die Krone, die „seelische Interpretation“ im Baumtest, wird durch einzelne Striche angedeutet. Diese primitive Darstellung ist in der Pubertätszeit anzutreffen und wird meist von jungen und unreifen Menschen angefertigt.



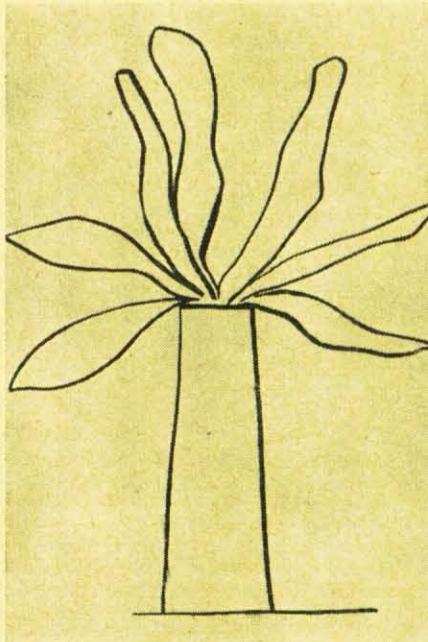
Leerräume im Umriß der Baumkrone deuten ein seelisches Vakuum, also einen seelischen Hohlraum, ein „Unausgefülltsein“ an. Das Verhältnis des Baumstammes zur Krone ist für den kundigen Betrachter von größter Wichtigkeit. Viele innere Verkrampfungen tun sich kund.



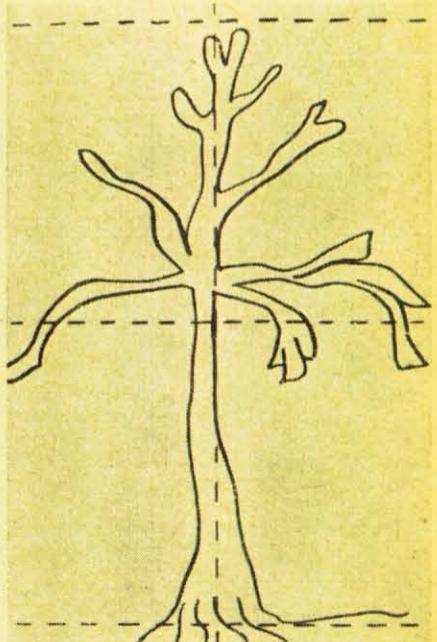
Die Rechtsbetonung einer Baumzeichnung läßt auf den Willen zur Gemeinschaftsbeziehung und zur Hinneigung bis zum Anlehnen an die Umwelt schließen. In der Deutung des gezeichneten Baumes bilden der Stamm und die Äste das „Holz, aus dem der Mensch geschnitzt ist“, d. h.: die Substanz des Zeichners.



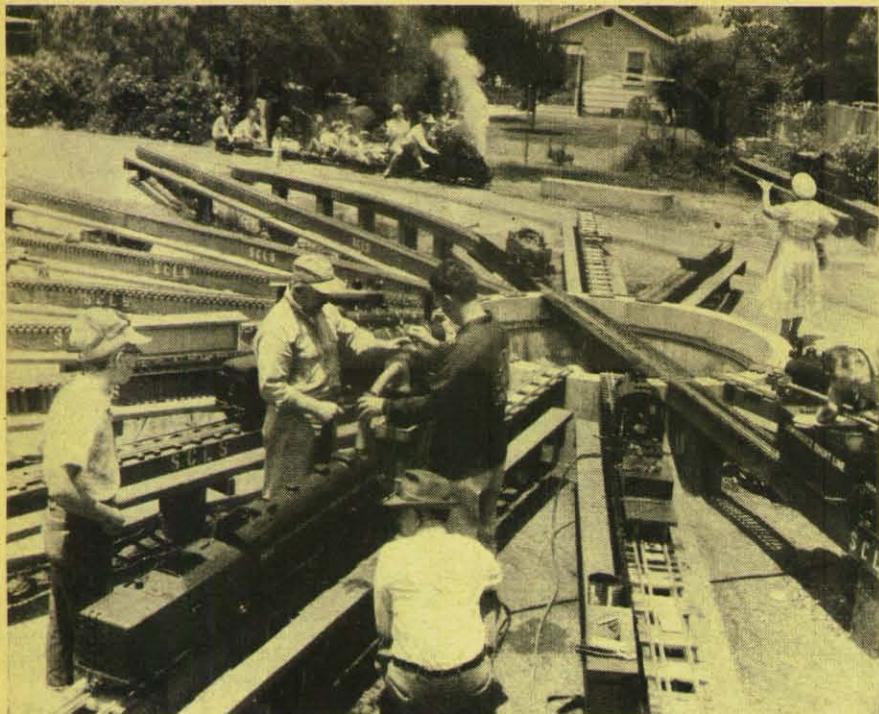
Der Zeichner dieses Baumes ist zweifellos ein sehr praktischer Mensch. Er steht mit beiden Beinen auf der Erde. Dies wird durch die Unterlänge des Stammes ausgedrückt. Sie bedeutet, daß das Physische und Materielle vorherrschend ist. Auch ist bei diesen Menschen der Instinkt, das Unbewußte sehr ausgeprägt.



Einen Bruch zwischen Stamm und Krone zeigt dieser sogenannte „Lötstamm“. Das heißt in der psychologischen Übersetzung: Der Mensch will sich vor der Umwelt verschließen. Aber er will nicht nur seine Ruhe haben. Seine Flucht aus der Wirklichkeit ist schon krankhaft und kann gefährlich werden.



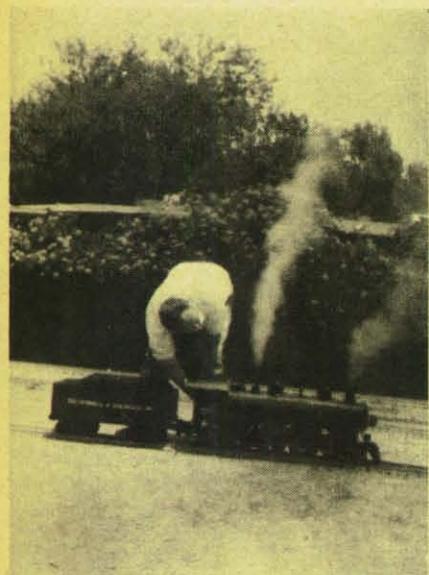
Die Ausdeutung des gezeichneten Baumes ist eine Übersetzung des Raumschemas der Seele. Der obere Teil der Zeichnung sagt über die Aus- und Ein-drucksfähigkeit des Zeichners aus, die untere Hälfte offenbart das Unbewußte. Wurzeln bedeuten Erdverbundenheit.



„Tue es selbst“, heißt ein beliebter Wahlspruch in Amerika, der immer mehr Anhänger findet. Kein Wunder also, daß man nun auch selbst eine Lokomotive bauen kann, vorausgesetzt, daß man ein begeisterter Liebhaber von Modelleisenbahnen ist und einfachen Anleitungen folgen kann. — Unser Bild zeigt die Anlagen von Mrs. Lewis in Lomitia.

KLEINE ZÜGE FÜR GROSSE JUNGEN

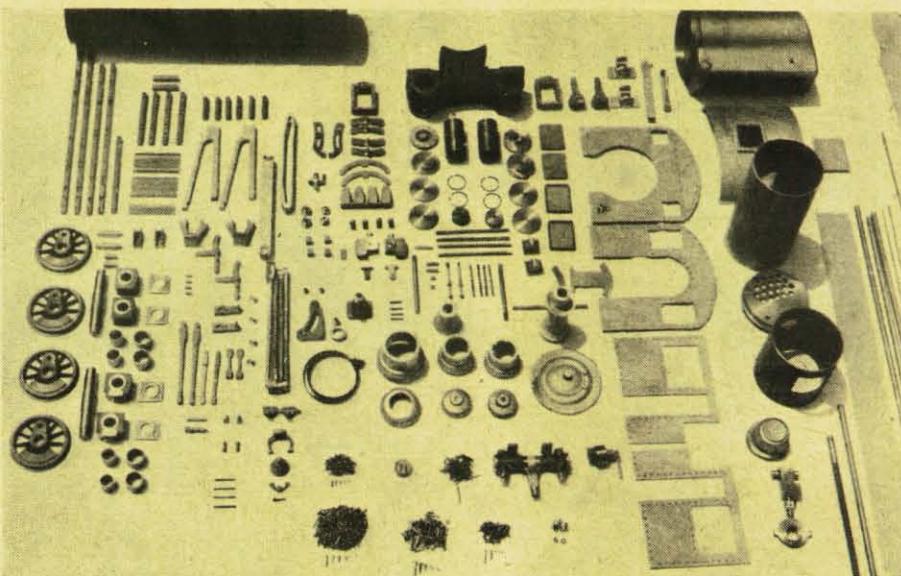
In allen Teilen der Welt fahren die Miniatur-Züge der Wwe. Lewis
Aber es ist ein teures Hobby



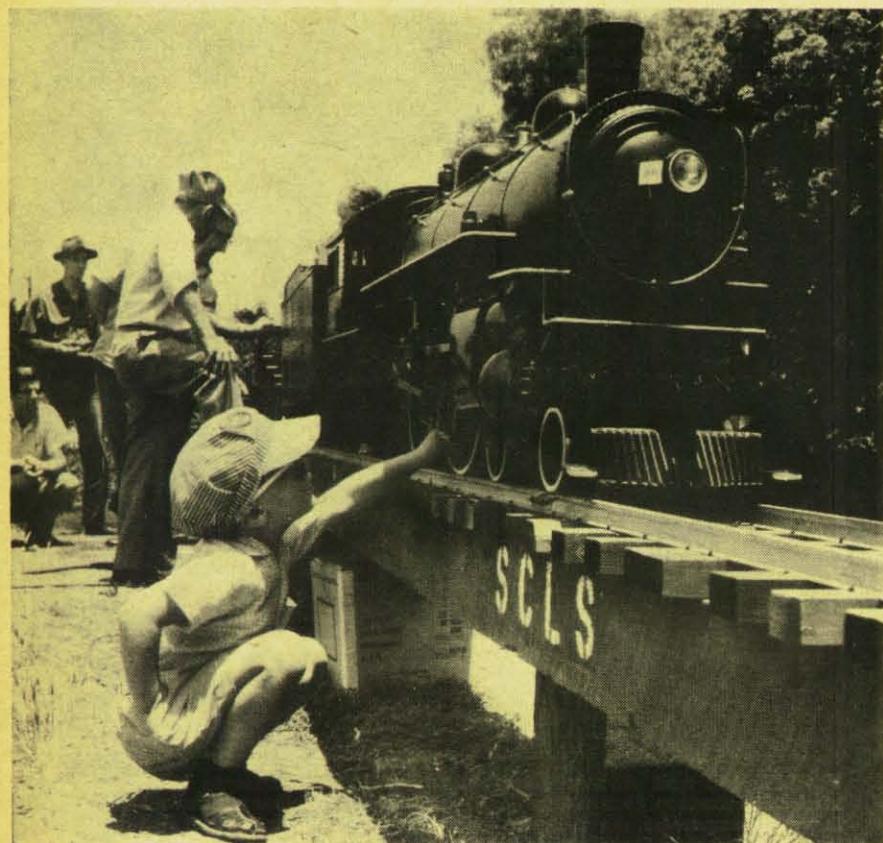
Sie dampft wirklich und gibt ein Pfeifsignal, bevor sich diese Miniatur-Lokomotive in Gang setzt. Die Gäste im Garten können noch zurücktreten.



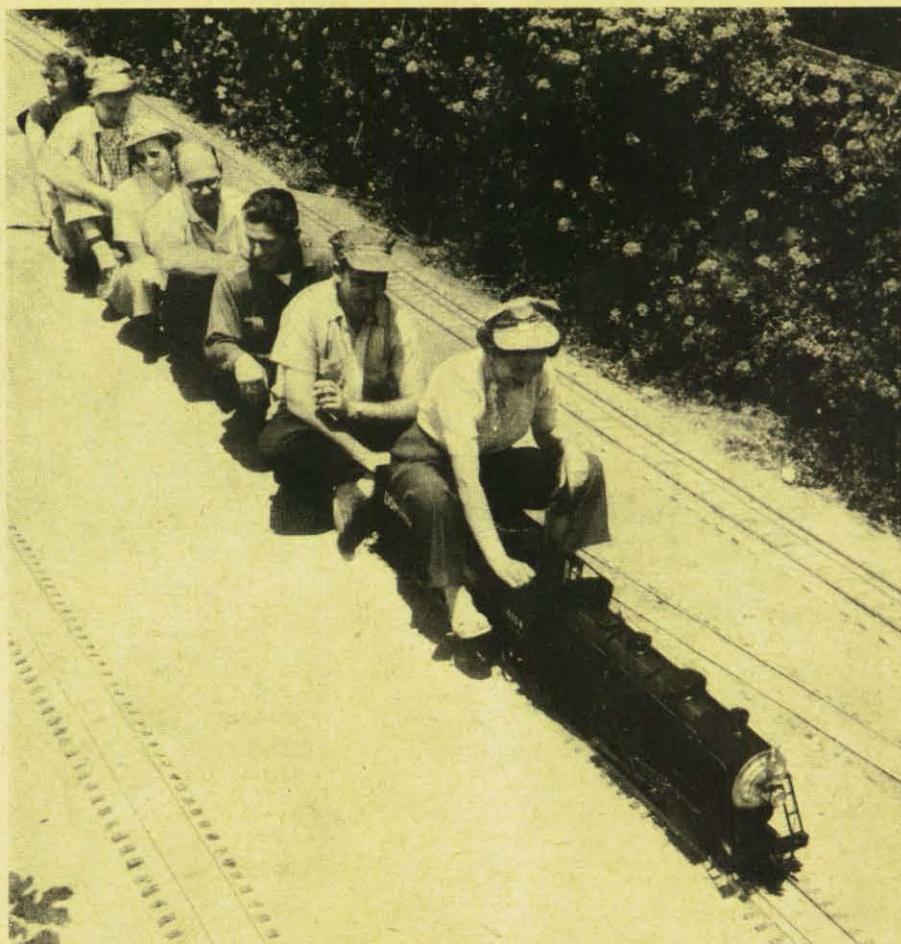
Eine Handvoll Kohlen, wie sie zum Antrieb der kleinen Lokomotive gebraucht werden. Bei einem so idealen Spielzeug schlägt das Herz eines jeden „Kindes im Manne“.



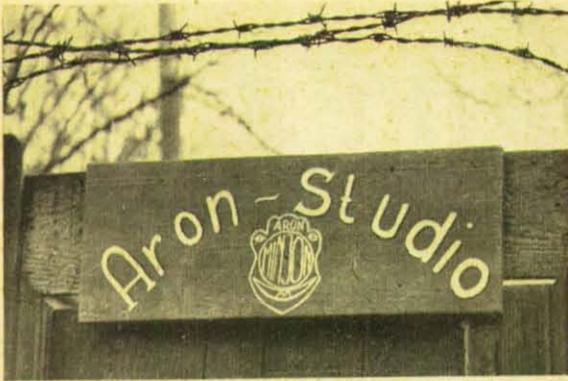
Mit 200 Dollar kann man beginnen. Das ist der geringste Betrag, den man für diese Schrauben und Schraubchen auf den Tisch legen muß. Zusammengesetzt ergeben diese Teile eine Miniatur-Lokomotive. Aber dann kommen die Schienen und der übrige Zubehör, die auch teuer sind.



Mit fachmännischem Blick prüft der Knirps das Gestänge einer Lewis-Lokomotive. Die Witwe Lewis hat ein einzigartiges Unternehmen. Sie ist gelernte Mechanikerin und verdient mit ihrem Hobby viel Geld. In der ganzen Welt hat sie begeisterte Kunden, die von ihr die Maschinenteile beziehen und sich dann selbst ihre eigene Eisenbahn bauen.



Eine tolle Leistung vollbringt dieser Vorfühzug auf dem Gelände der geschäftstüchtigen Frau Lewis. Er soll tatsächlich in der Lage sein, die vielen Personen zu transportieren. Oder ob es nur ein Trick ist? Um eine solche Dampflokomotive herzustellen, werden rund 5000 Arbeitsstunden benötigt. Wenn man die Stundenlöhne berechnet, scheint der Preis nicht zu hoch.



Jugend sendet

Wer Lust hat, kann mitmachen



Ein Bursche aus Groningen, im Norden Hollands, hatte ein Hobby, das zur Leidenschaft wurde. Es begann, als der betreffende junge Mann offiziell als Radio-Amateur eingeschrieben wurde und zum erstenmal senden durfte. Viele Groninger lauschten dem Programm, und dabei fanden sie großen Gefallen. Aber die Beamten der Post machten Schwierigkeiten, bis sich der begeisterte Radio-Amateur an den Sender Hilversum wandte. Seitdem werden viele Sendungen, die in dem kleinen Studio in der Dachkammer auf Band gesprochen wurden, über Hilversum in alle Welt gesendet.



Wenn etwas los ist in der Stadt, dann sind sogleich auch die „Reporter“ des Studios „ARON“ zur Stelle. Ob eine neue Schule eingeweiht wird, ob ein Zirkus kommt: immer gibt es etwas Interessantes, was viele Lokalpatrioten miterleben möchten. Hier geht es darum, einen schweren Verkehrsunfall zu klären. Durch ihre aktuellen Reportagen werden die jungen Menschen helfen, Unfälle zu verhüten.



An der Kunstakademie studiert die Mitarbeiterin des Senders „ARON“, Gré Bos. Das Wort „ARON“ wurde aus den Anfangsbuchstaben der holländischen Bezeichnung für „Amateur-Rundfunk-Nord“ gebildet. Das „Team“ besteht aus 27 Personen, die meist Schüler und Studenten sind. Es gibt jetzt schon Leiter der technischen, musikalischen und der vielen anderen Abteilungen wie in einem „richtigen“ Studio. Neben der offiziellen Arbeit für den Sender Hilversum hat der Leiter des „ARON“-Studios vor allem aber auch an seine Mitbürger in Groningen gedacht. Es gibt besondere Bandaufnahmen, die bei bestimmten Gelegenheiten gesendet werden. Jeder Abonnent braucht nur einen Gulden (1 DM) im Monat zu zahlen. Die Unkosten sind jedoch höher als die Einnahmen.



Viel Freude und Abwechslung bringen die Radio-Amateure in die Krankenhäuser. Die Kranken können durch das Mikrophon unmittelbar mit ihren Angehörigen in Verbindung treten, die vielleicht weit entfernt wohnen und weder Zeit noch Geld für die Reise haben. Umgekehrt lassen die jungen Reporter in einer besonderen Stunde am Sonntagnachmittag in den Krankensälen Bänder ablaufen. Neben einem geschickt und mit viel Liebe zusammengestellten Unterhaltungsprogramm können die Kranken dann die Stimmen ihrer Angehörigen vernehmen, die ihnen Trost zusprechen und eine baldige Gesundung wünschen. Diese Botschaft hat größere Wirkung als ein Brief.

EIN MORDSGAUDI

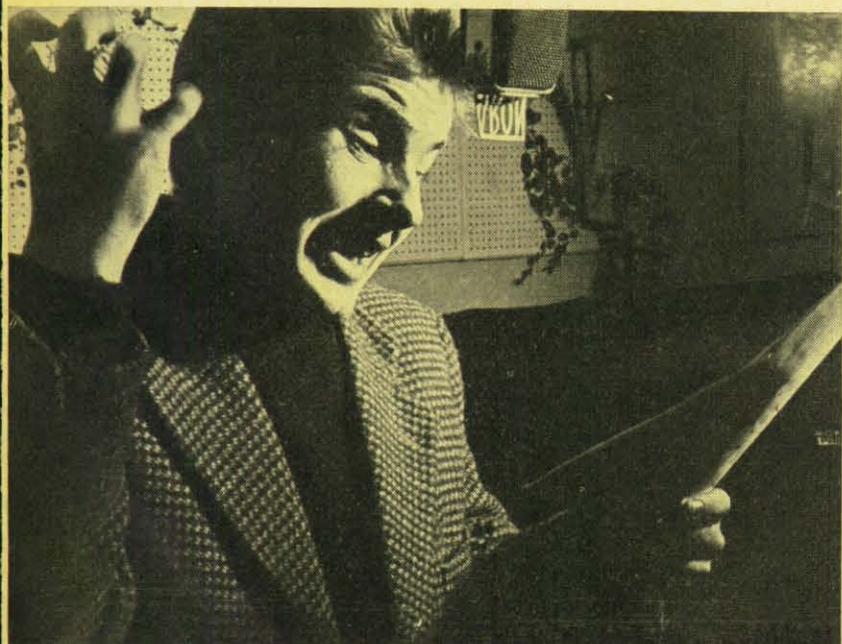
Familientheater wie noch nie!



Ruhe! Aufnahme! flammt eine rote Tafel vor der Türe des Aufnahmerraums auf. Eine Szene aus dem Hörspiel: „Verdacht“ wird ins Mikrophon gesprochen. Da ist äußerste Ruhe erforderlich, weil der Aufnahmerraum nicht schalldicht abgeschlossen ist und das sehr empfindliche Mikrophon jedes störende Nebengeräusch aufnimmt.



Ein Experiment wird gestartet: Der junge Gitarrist versucht eine Imitation der bekannten Trickaufnahmen von Les Paul. Links der Leiter des „ARON“-Studios, Sjoerd Riedstra, der fachmännisch die Probe überwacht. Er ist der junge Mann, der mit viel Begeisterung und großem technischem Können einen Amateur-Sender geschaffen hat, der heute schon im ganzen Land äußerst beliebt und bekannt ist.



„Elender Schurke! Daß ich dich...“ Oft geht es im Studio sehr dramatisch zu. Hier einer der jungen Interpreten klassischer und moderner Dramatik, der sich ganz in seine Rolle vertieft hat. Er vergißt seine Umgebung und ist nur noch „der Rächer“. Die Tatsache, daß der Aufnahmerraum nicht schalldicht abgeschlossen ist, hat nicht nur für das Studio Nachteile, sondern auch für die Nachbarschaft. Oft dringen markerschütternde Schreie auf die Straße, daß die Passanten erschrocken stehenbleiben. Wenn sie aber dann erfahren, daß im „ARON“-Studio gerade eine erregende Szene geprobt wird, gehen sie beruhigt und schmunzelnd weiter.



Jeden Samstagabend um 8 Uhr spielt eines der letzten Volkstheater in München, das sich noch gehalten hat, Lokalposen, Wildererstücke und oberbayrische Lebensbilder. Man sitzt mit Kind und Kegel an langen Biertischen wie irgendwo auf dem Lande in einer Wirtschaft, leert seine Maß und ißt, wenn sich dann später der Hunger meldet, Leberkäs und Regensburger Dicke.



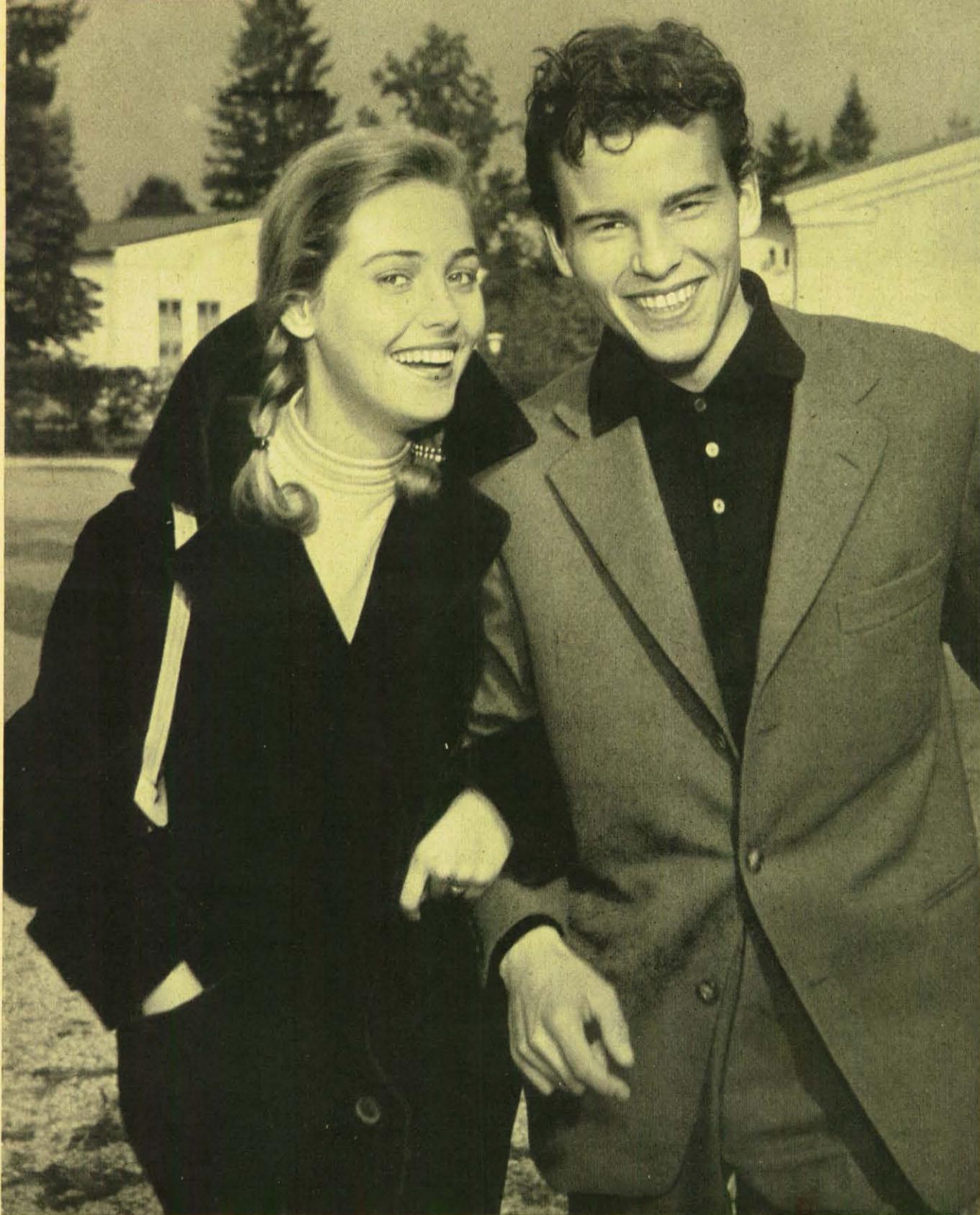
Die Kronenwirtin hält ihr Geld zusammen und sträubt sich, ihren Kindern etwas zu geben. Der Kreuzbauer überredet sie, ihr Geld zu vergraben. Als sie es jedoch wieder holen will, ist es gestohlen. Der Bräutigam der Tochter hat es fortgenommen und für die Aussteuer benutzt.



Wenig Beachtung schenkt der Dackel der Bühne. Er hat nur Augen für Herrchen, als ob er ihn dadurch bewegen könnte, nach Hause zu gehen. Es geht ihm entschieden zu laut zu, und den Rauch kann er auch nicht vertragen. Zu Hause hinter dem Ofen ist es gemütlicher.



Seinen iesten Stammplatz hat ein großer Teil der Zuschauer. Es sind meist einfache, unverbildete Menschen, die sich im Wirbel unserer schnellebigen Zeit ihre Ruhe und ihren Seelenfrieden bewahrt haben. Der Eintrittspreis ist nicht den Leistungen der Schauspieler, sondern dem Einkommen des Publikums entsprechend niedrig. Erwachsene zahlen nur 0,50 DM und Kinder 0,35 DM. Aber hin und wieder gibt es einmal Gönner, die gerne einen größeren Betrag spenden, und andere, die den Darstellern das Bier bezahlen. Von den Einnahmen können die Schauspieler nicht leben. Jeder hat noch ein anderes Einkommen: als Kleindarsteller beim Film, als Postbeamter oder Rentner. Der vielen Stammkunden wegen muß die Theaterleitung für große Abwechslung sorgen.

ZB*Film*

HERRSCHER OHNE KRONE

In seinem neuesten Film spielt Horst Buchholz (auf unserem Bild in einer Drehpause mit Ingeborg Schöner) die Rolle des jungen Königs von Dänemark, der siebzehnjährig Anno 1766 auf den Thron eines Landes von damals europäischem Range kommt. Dieser König Christian ist wie sein Vorfahre Hamlet zwielichtig und zwiespältig, von Welterlösungsideen erfüllt, von Weltschmerz angekränkelt und von Wahnsinn bedroht. Horst Buchholz sagt von seiner neuen Aufgabe: „Es ist eine tolle Rolle! Filmwirksam, wie überhaupt keine. Ich glaube, an diesem jungen Mann muß man als Kinobesucher Anteil nehmen. Natürlich ist Christian ein Neurotiker. Aber ob er es

nicht erst durch die Schuld seiner Umgebung geworden ist? Einfach, weil er sich von niemandem geliebt und von vielen gehaßt wurde? Ich sehe den König nicht als einen herkömmlichen Narren, und ich spiele ihn auch nicht so. Ich meine, ich will versuchen, ihn anders zu spielen. Nicht mit Um-mich-Schlagen und Schaum vor dem Munde, sondern ganz still. Auch den Übergang von der Neurose zum endgültigen Wahnsinn stelle ich mir ganz lautlos vor. So wie ein Zelt zusammensackt, wenn die Trossen entfernt sind, so schlaff und geräuschlos.“ Der Film wird im Januar bei uns anlaufen.

Fotos (3): Bavaria/Schorchfilm/Hüster.



Der deutsche Arzt Struensee (O. W. Fischer) ist der „Herrscher ohne Krone“. An seiner Seite die dänische Königin.



König Christian ist am Ende seiner Kräfte als er erkennt, daß die neugeborene Prinzessin gar nicht seine Tochter ist.



Diana Dors, die sie viele Filmfreunde kennen: das blonde Gift, die kurvenreiche Sex-Bombe des englischen Films.



Die Wandlung eines Gesichtes offenbart dieses Bild: Diana als Mörderin in der Todeszelle. Fotos (2): Union-Film.